4/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Die Generalidee

Siebzig Jahre Sowjetarmee in FREIE WELT-Geschichten

Goldene Eiszeit in Calgary

Wie schnell ist die Olympiabahn?

Signale von der Trasse

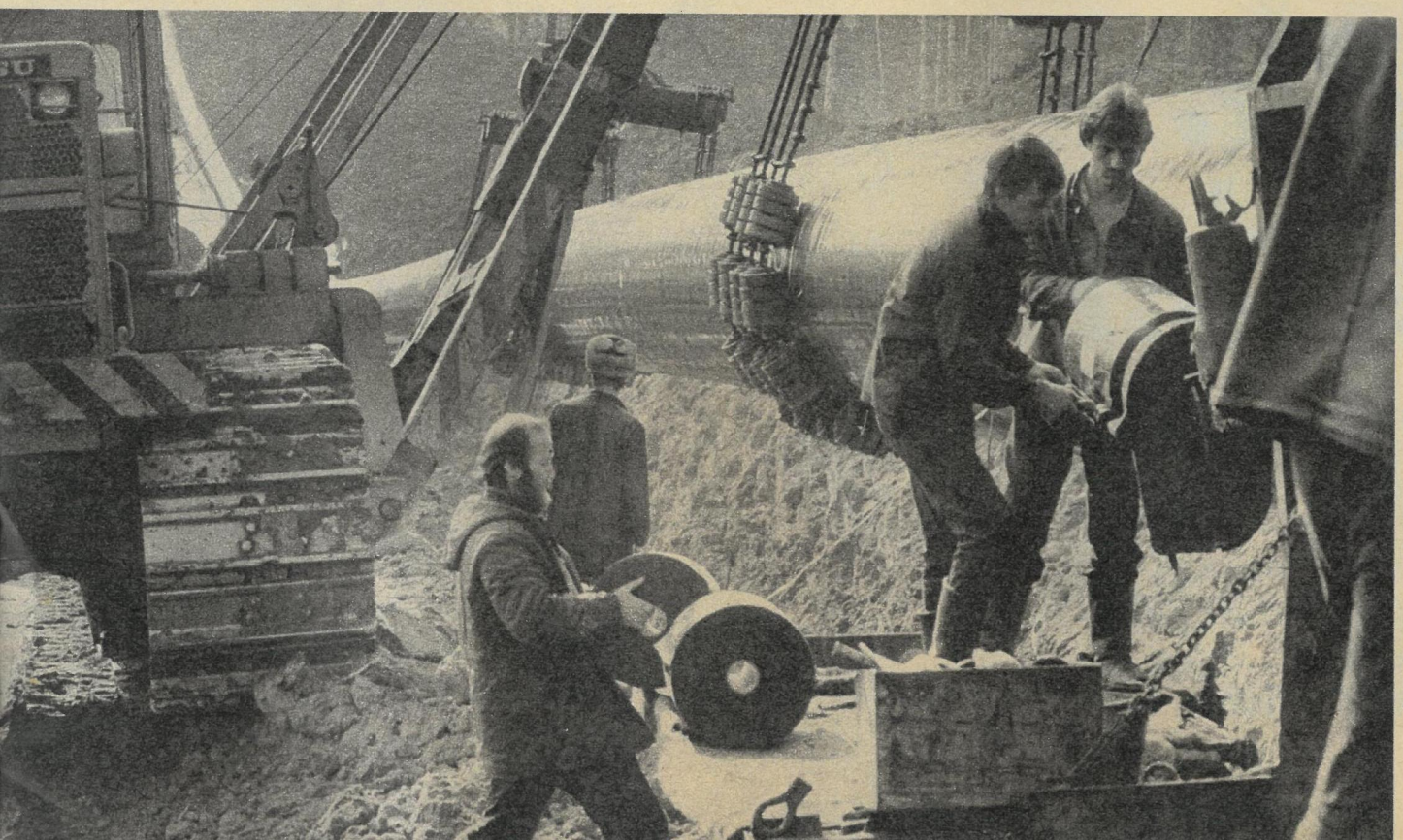
Zentrales Jugendobjekt im FDJ-Aufgebot DDR 40: So viele Kilometer wie nie zuvor am Rohr

Durch das „FDJ-Aufgebot DDR 40“ bestätigt ihr die im Ruf des XI. Parteitages an die Jugend getroffene Feststellung, daß die junge Generation bereit ist, mit großer staatsbürgerlicher Verantwortung das Werk der Aktivisten der ersten Stunde an der Seite ihrer Väter und Mütter würdig fortzusetzen. Wir sind fest davon überzeugt, daß das „Pfingsttreffen der Freien Deutschen Jugend“ und der traditionelle „Fackelzug der FDJ“ am Vorabend des 40. Jahrestages unserer Republik erneut von der Liebe und Treue der jungen Generation zu ihrem sozialistischen Vaterland künden werden.
Euer Aufgebot ist höchst zeitgemäß, weil es in allen Bereichen auf Initiativen für einen weiteren Leistungszuwachs setzt. Das bleibt das A und O. Nur was wir gemeinsam für den Sozialismus schaffen, können wir uns gemeinsam im Sozialismus leisten.

Erich Honecker auf dem Treffen mit dem Zentralrat und den 1. Kreissekretären der FDJ.

„Auf dich kommt es an, auf uns alle!“

Kollektive an der Erdgastrasse im „FDJ-Aufgebot DDR 40“



Die erste Strophe vom ersten Lied im ersten Liederbuch der FDJ (Lizenz erteilt am 28. Januar 1946) beginnt so: „Wir sind die Jungen, die Unruhvollen, denen die Zukunft verlockend winkt. Wir sind die Jungen, die aufbauen wollen…“ Geschrieben hat die Worte der dichtende Berliner Metallarbeiter Walter Dehmel, heute würden wir ihn einen Liedermacher nennen. „Wir sind die Jungen, die darum wissen, daß unser Leben Verpflichtung heißt…“
Bald dichtete Bertolt Brecht „Um uns selber müssen wir uns selber kümmern…“ und setzte den Vers so fort: „Heraus gegen uns, wer sich traut!“ Wir ernteten ja nicht nur freundliches, anerkennendes Schulterklopfen. Vor Störenfrieden mußten wir immer auf der Hut sein. „Bau auf, bau auf“ war kein Bittgesang. Und niemals ein Solostück.
Unsere Freude an guten Liedern ist geblieben, und die Harmonie der Texte mit unseren Taten auch. Nicht mehr lange, dann ist das vierzig Jahre so gegangen in unserer Republik. Gut gegangen. Das „FDJ-Aufgebot DDR 40“ setzt das in bewährter Weise fort.
Auch am Zentralen Jugendobjekt „Erdgastrasse“ (Fotos links und rechts) wurde

dieses Signal aus Berlin gehört. Das war beim Meeting im Standort Tschaikowski, als das dortige Baustellenkollektiv für seine hervorragenden Leistungen im IV. Quartal 1987 mit dem Ehrenbanner der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft ausgezeichnet wurde.

Draußen pfiff eisiger Wind das Quecksilber in den Thermometern auf beinah minus dreißig Grad zusammen, ächzte der Kama-Stausee unter einem dicken Eispanzer, als Jugendfreund Klaus Schwarz vom Wohnungsbau bekanntgab, welchen Planstart der Standort Tschaikowski meldet: Der Januar wurde mit 127,5 Prozent abgerechnet! Das will bei dem Wetter dort was heißen, denn Bauleuten ist Väterchen Frost bekanntlich gar kein guter Kumpel. Unter 20 Grad spielt ihre Technik kaum noch mit, dann geht im Wohnungsbau oft nur noch was beim Innenausbau. Und darauf muß der Ablauf auf den Baustellen weitsichtig vorbereitet sein. Sie haben das gepackt.

„Regen, Wind, wir lachen drüber…" ist schneller gesungen, als deren Unbilden getrotzt. Leicht macht es das Wetter an der Erdgastrasse niemandem. Ob Schweißern, Kraftfahrern, Betonbauern, Zimmermännern und allen anderen Gewerken. Und deshalb sind sie so stolz, daß sie 1987 eine Art „Schallmauer" überwunden haben. 206,6 Kilometer Rohrleitungen wurden verlegt – noch nie hatten sie in einem Jahr 200 Kilometer geschafft. Dieser Leistungsnachweis ist mit eine Voraussetzung für künftige Vertragsbindungen UdSSR–DDR. Solche Ergebnisse machen selbstbewußt – in diesem Jahr sollen es 236,5 Kilometer werden! Mit der gleichen Zahl Arbeitskräfte, darunter viele Neulinge, die sozusagen zur Schichtablösung an die Stelle erfahrener Kollegen treten, die in die Heimat zurückkehren.

Auf dem Meeting in Tschaikowski rief die Jugendbrigade „W. T. Senjuschkin" alle Trassenerbauer dazu auf, den 7. März, den 42. Jahrestag der FDJ-Gründung, zum Tag der Höchstleistungen zu machen. Den Trassenzuschlag für diesen Tag, sozusagen ihr Trennungsgeld, spenden sie solidarisch für die Kinder in Nikaragua.

Die Bestwerte von diesem 7. März, so schlägt die Brigade vor, sollen zur Norm im ganzen Planjahr 1988 werden. Dieser Tage beraten alle Jugendkollektive an der Erdgastrasse ihre Kampfprogramme. Im Vordergrund aller Bemühungen steht die Steigerung der Arbeitsproduktivität, vor allem durch Maßnahmen auf wissenschaftlich-technischem Gebiet. Exakte Vorgaben für die Messen der Meister von morgen helfen den Knoblern (angestrebter Pro-Kopf-Jahresnutzen: 2000 Mark). Es geht um die weitere Vervollkommnung der Mustertechnologie für den Bau von Verdichterstationen, um die Komplextechnologie des Linearen Teils, um Rationalisierungsmittelbau, um den Einsatz von Personal- und Arbeitsplatzcomputern u. a. für die Materialwirtschaft und die Objektabrechnung. Die Transportbrigaden wetteifern um standgeldfreie Bahnhofsentladung.

„FDJ-Aufgebot DDR 40", auch an der Erdgastrasse wird es verstanden: „Auf dich kommt es an, auf uns alle!"

Klaus Hurrelmann (Text)
Peter Meißner, Detlef Christel (Fotos)
Titelfoto: Volkmar Billeb

Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 8. Februar 1988

Das Gesicht eines sowjetischen Militärpiloten. Konzentriert. Minuten später wird er am Himmel entlangjagen. Allein. Und doch Teil eines großen schützenden Ganzen. Dieses Jahr feiert die erste Arbeiter-und-Bauern-Armee der Welt den siebzigsten. Seit beinahe zwei Jahrzehnten schon ist es FREIE WELT-Tradition, zum 23. Februar eine Reportage aus einer ihrer Waffengattungen zu veröffentlichen. Wir waren mit einem U-Boot auf Unterwasserpatrouille, wir flogen mit Luftlandetruppen, wir besuchten Nachimow-Schüler, Marineinfanteristen, Pioniere, Panzersoldaten, weibliche Kriegsteilnehmer. Viel haben wir dabei erfahren über den Geist dieser Armee. Bei all der imponierenden Technik – es waren immer wieder die Menschen, die uns faszinierten. Es begann 1970 mit einem, von dem damals noch keiner wissen konnte, daß er eines Tages Oberkommandierender der Vereinten Streitkräfte der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages sein würde...

Ein Beitrag von Fritz Jahn (Text) und Alfred Paszkowiak, Lothar Willmann, Volkmar Billeb (Fotos)

„Die Militärdoktrin des Warschauer Vertrages wie auch jedes seiner Teilnehmerstaaten ist der Aufgabe untergeordnet, keinen Krieg – weder einen mit nuklearen noch mit konventionellen Waffen geführten – zuzulassen. Es liegt im Wesen ihrer Gesellschaftsordnung, daß die sozialistischen Staaten ihre Zukunft nie mit der militärischen Lösung internationaler Probleme verbunden haben und nicht verbinden werden. Sie treten für die Lösung aller strittigen internationalen Fragen ausschließlich auf friedlichem Wege, mit politischen Mitteln ein."

Aus der Erklärung zur Militärdoktrin der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages, angenommen auf dem Berliner Gipfel im Mai 1987

Waffenbrüder: Marschall der Sowjetunion Viktor Kulikow, Oberkommandierender der Vereinten Streitkräfte der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages, und Heinz Keßler, heute Armeegeneral und Verteidigungsminister der DDR, 1982 bei einem gemeinsamen Manöver.

Rückschau in eigener Sache: Die Sowjetarmee wird 70 Jahre alt

Frieden war und ist ihr erstes Wort

Aus sieben Jahrzehnten sowjetischer Militärpolitik

- **26. Oktober 1917. In ihrem ersten Gesetz, dem „Dekret über den Frieden", schlägt die junge Sowjetmacht den Völkern und Regierungen aller kriegführenden Länder den unverzüglichen Abschluß eines allgemeinen, gerechten und demokratischen Friedens vor.**
- **15. Januar 1918. Dekret über die Schaffung der Roten Arbeiter-und-Bauern-Armee.**
- **23. Februar 1918. Erster bedeutender Sieg über die imperialistischen deutschen Truppen bei Pskow und Narwa, seitdem als Geburtstag der sowjetischen Armee gefeiert.**
- **29. Mai 1918. Einführung der allgemeinen Wehrpflicht.**
- **1918 bis 1922. Interventen aus 14 imperialistischen Staaten, unterstützt von der inneren Konterrevolution, erobern zeitweilig drei Viertel des Landes. Der junge Sowjetstaat hält stand, die Interventen werden davongejagt.**
- **1941 bis 1945. Der Sieg über die faschistischen Aggressoren kostet die UdSSR 20 Millionen Tote. 32 000 sowjetische Industriebetriebe sind vernichtet, 1710 Städte und Ortschaften zerstört, 70 000 Dörfer ausradiert.**
- **1955. Gründung des Warschauer Vertrages als Verteidigungsbündnis sozialistischer Länder.**
- **Januar 1986. Die Sowjetunion unterbreitet ein Programm zur Befreiung der Menschheit von Massenvernichtungswaffen bis zum Jahre 2000.**
- **Dezember 1987. Michail Gorbatschow und Ronald Reagan unterzeichnen einen Vertrag über die Beseitigung der sowjetischen und amerikanischen landgestützten Nuklearraketen von 500 bis 5500 Kilometer Reichweite.**

1970. So haben wir ihn kennengelernt: Viktor Kulikow in Wünsdorf bei Berlin, damals Generaloberst und Oberkommandierender der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland, mit seinem geliebten Enkel Serjosha.

Unsereiner würde ganz zivil sagen: „Also morgen so um zehn..." Wenn Militärs für Journalisten Programme machen, geht es ganz exakt zu. Und das hörte sich bereits bei unserer ersten großen Armeereportage vor 18 Jahren folgendermaßen an: „Zehn null null, erstes Treffen mit dem Oberkommandierenden, elf null null Abflug mit dem Hubschrauber in eine Linieneinheit", und so weiter und sofort bis „achtzehn null null Rundtischgespräch in einer Soldaten-Teestube." Der Oberkommandierende hinter seinem Schreibtisch, der Oberkommandierende mit seinen Generalen an der Stabskarte, der Oberkommandierende im Rechenzentrum, der Oberkommandierende im Gelände beim Manöver – alles gut und schön, aber am nächsten kam uns Viktor Kulikow, versteht sich, in seinem Wünsdorfer Zuhause am Familien-Mittagstisch.

Die Vorrüster

Manchmal schon, das bringt der Beruf so mit sich, sind wir bei unseren Reisen auf Leute getroffen, die sich sehr hartleibig gaben in bezug auf jene Jahrhundertlüge, die da behauptet, die Sowjetunion bedrohe die westliche Welt. Natürlich haben wir uns für derartige Dispute Mitstreiter gesucht, möglichst solche, die über den Verdacht erhaben sind, sie redeten der einen oder der anderen Seite das Wort. Das Stockholmer Internationale Friedensforschungsinstitut SIPRI zum Beispiel mit seinen seit Jahrzehnten geführten Analysen. Sie weisen eindeutig nach, wer die Vorrüster waren: Von sechzehn strategischen Waffensystemen, die nach dem zweiten Weltkrieg entwickelt wurden, sind fünfzehn zuerst in den US-Streitkräften eingeführt worden. Die UdSSR zog mit einem durchschnittlichen Abstand von fünf Jahren nach; einzige Ausnahme die Interkontinentale Ballistische Rakete ICBM, die jedoch eine Antwort der Sowjetunion auf fünf Herausforderungen mit US-amerikanischen Waffensystemen war. Ähnliches gilt für die militärische Verwendung von Raumflugkörpern. Von zwölf Militärsatelliten (Stand Herbst 1987) wurden elf zuerst in den USA in Dienst gestellt. Die Sowjetunion folgte mit einer Zeitdifferenz von vier Jahren...
Günstig in so einem Fall, wenn man die ganze waffenstarrende Geschichte vermenschlichen kann, wenn es gelingt, dem anderen anhand des Lebenslaufes einer einzigen Person aus Fleisch und Blut zu entdecken, welche Zwänge, Gedanken und Absichten hinter einer an sich leblosen Phalanx von Panzern und Raketen stehen. Und je mehr diese Person zu sagen hat, desto besser. Womit wir wieder bei Viktor Kulikow angelangt wären.

Der Marschall

Als der heutige Marschall der Sowjetunion 1921 in einem Bauernhaus des Gebietes Orjol südlich von Moskau geboren wird, ist die Rote Armee gerade drei Jahre alt. Sie hat die Weißgardisten unter Wrangel von der Krim ins Schwarze Meer gejagt, schickt sich an, den japanischen Besatzern in Wladiwostok ein gleiches Schicksal zu bereiten, erweist sich zu guter Letzt als Sieger über die Interventionstruppen aus 14 imperialistischen Staaten, die ausgezogen waren, „den bolschewistischen Wechselbalg in der Wiege zu erdrosseln" (Churchill).
Als Viktor Kulikow die Offiziersschule in Grosny beendet hat und seinen Dienst als Zugführer in einer Panzereinheit an der sowjetischen Westgrenze antritt, überfallen Hitlers Armeen 1941 die Sowjetunion und dringen tief ins Land ein. Auch Viktors Heimatdorf wird

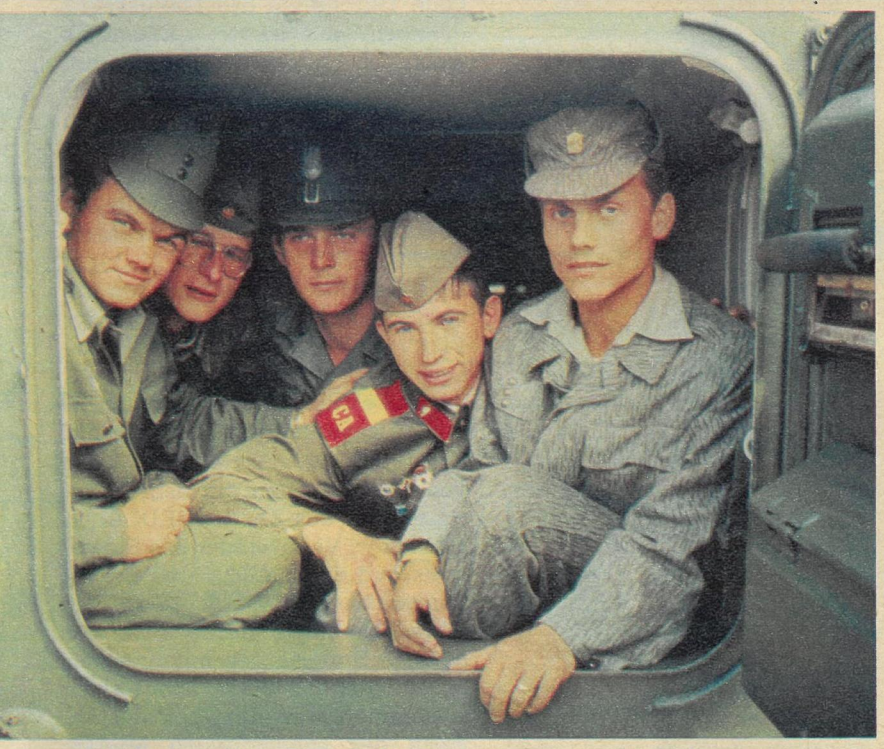
Frieden war und ist ihr erstes Wort

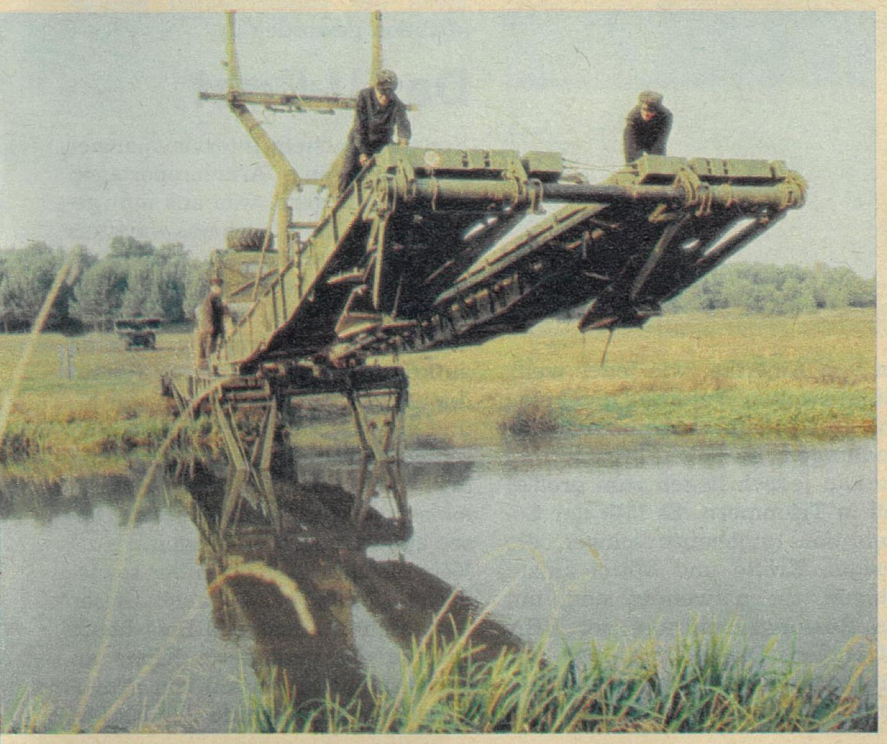
1985. Hechtrolle durch brennende Fensteröffnungen. Unweit einer Hafenstadt an der sowjetischen Ostseeküste erlebten wir die Ausbildung der Marineinfanteristen (links).

1980. Fünf in einem „Boot". Soldaten Ungarns, der DDR, Polens, der UdSSR und der ČSSR trafen wir beim Manöver „Waffenbrüderschaft 80" (Mitte links).

1984. Bau einer schweren mechanisierten Brücke für Panzer während einer Übung in einem Pionierregiment zwei Autostunden von Moskau (links unten).

1980. FREIE WELT-Unterwasserexkurs beendet. Anlegemanöver im Hafen von Riga (unten).



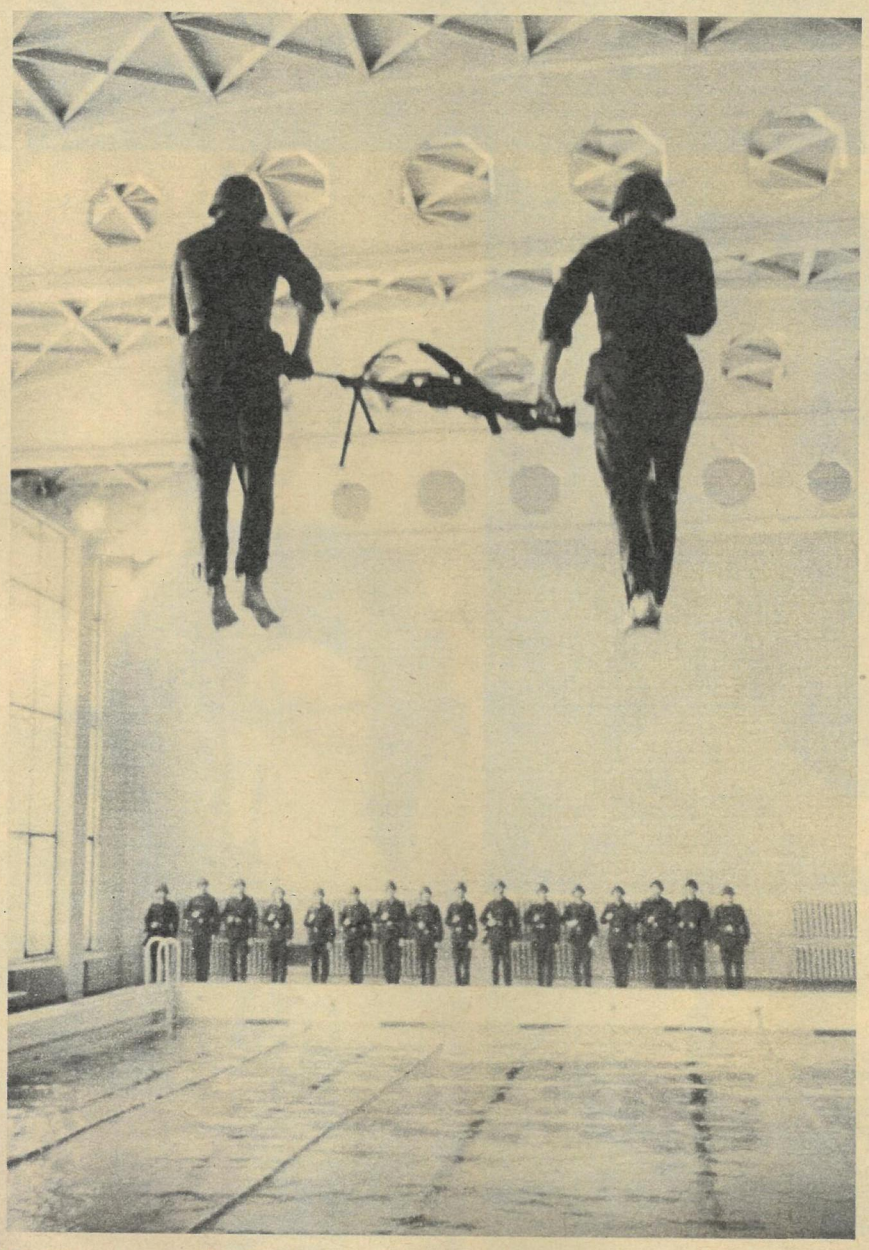


Frieden war und ist ihr erstes Wort

1978. Kursanten der Leningrader Nachimowschule (rechts), die sich unmittelbar hinterm ewigen Liegeplatz der „Aurora", des „Schiffes Nr. 1 der sowjetischen Seekriegsflotte", befindet. Besonders beeindruckend für uns das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern (unten).

1976. MG-Bedienung beim Sprung vom Fünfmeterturm. Ausbildungsbeobachtung in der Offiziershochschule „Oberster Sowjet der RSFSR" bei Moskau (rechts unten).

1985. Erste Hilfe im Gefecht, eines der erschütternden Bilddokumente aus den Jahren von 1941 bis 1945, die wir beim Gespräch mit Minsker Kriegsteilnehmerinnen in die Hände bekamen (Seite 9).



vom Krieg überrollt. Tapfer kämpft der junge Kommandeur bei der Verteidigung von Kiew, in der Schlacht vor Moskau, in Welikije Luki, in der Belorussischen Operation, gehört schließlich zu den Befreiern von Stettin, Neubrandenburg und Wismar.

Als der begabte Truppenführer nach dem Kriege die Militärakademie „M. W. Frunse" und die Generalstabsakademie besucht, erwächst der UdSSR neue Gefahr. Washington eröffnet den kalten Krieg, die Truman-Administration droht dem einstigen Verbündeten in der Antihitlerkoalition mit Kernwaffen. Die USA gehen davon aus, daß Atommonopol und erdrükkende ökonomische Überlegenheit gute Chancen für die Realisierung ihres Anspruchs auf Weltherrschaft bieten. Vielleicht, daß es gelänge, dem Sozialismus in einem weiteren Anlauf den Garaus zu machen...

Das Festland der Vereinigten Staaten von Amerika, wie jeder weiß, hat im zweiten Weltkrieg nicht eine einzige Granate abbekommen, die Siedlungen zwischen Brest und Moskau jedoch liegen zum großen Teil in Trümmern. Es fällt der Sowjetunion ungeheuer schwer, die riesigen Kräfte und Mittel aufzubringen, die notwendig sind, um den Rüstungsvorsprung der USA aufzuholen. Das gelingt 1949 mit der Atombombe, 1953 mit der Wasserstoffbombe und Ende der 50er Jahre mit der Entwicklung von Interkontinentalraketen als Träger von Kernwaffen. Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre ist ein annäherndes militär-strategisches Gleichgewicht hergestellt, ein Gleichgewicht, das den Frieden sicherer macht, weil es geeignet ist, die Hitzköpfe politischer Abenteurer abzukühlen. „Wer heute als erster schießt", muß der ehemalige amerikanische Verteidigungsminister McNamara einsehen, „stirbt unweigerlich als zweiter."

Unser Familienbesuch bei Viktor Kulikow in Wünsdorf fiel gerade in jene Zeit. Die Begegnung hatte ihre nüchtern-sachliche und ihre emotionale Seite. Was letztere anbetrifft, so erinnern wir uns heute noch gern daran, wie unser Gastgeber zum Nachtisch eine Tschaikowski-Schallplatte auflegte. Und wie er auf unsere Frage, ob es seit jeher sein Wunsch gewesen sei, Soldat zu werden, zögerte, ja sogar ein bißchen verlegen schien und uns bat, die Antwort nicht zu veröffentlichen, sie dann aber später beim Durchlesen des Manuskripts dennoch autorisierte: „Eigentlich wollte ich Musiker werden, irgendein Blasinstrument..." Darauf wir: „Immerhin dirigieren Sie jetzt ein mächtiges Orchester." Darauf er, auf unseren scherzenden Ton nicht eingehend: „Ich hoffe, daß die Instrumente nie zum Einsatz kommen!"

Dieser kleine Dialog kam uns immer wieder in den Sinn, wenn wir Viktor Kulikow in der Folgezeit sahen, nur noch von weitem jetzt auf dem „Feldherrnhügel" bei einem großen gemeinsamen Manöver, auf Fotos von Staatsempfängen oder von einem Treffen mit dem Generalsekretär des ZK der SED, Erich Honecker, Vorsitzender des Staatsrates und des Nationalen Verteidigungsrates der DDR, denn der Marschall hatte mittlerweile die höchste Sprosse der militärischen Stufenleiter des Warschauer Paktes erklommen, war „Dirigent" der Armeen der sozialistischen Militärkoalition geworden.

Das U-Boot

Von so manchem Interviewpartner aus unseren Armeereportagen wüßten wir gern, was aus ihm geworden ist, denn auch das war stets der gleiche Ablauf: Zu Anfang taten sich beide Seiten ein wenig steif (fast immer waren wir ja die ersten ausländischen Journalisten, die da aufkreuzten), dann aber im Verlauf der Arbeit wurden wir Freunde, und zum Schluß fiel der Abschied schwer. So auch von der Besatzung des U-Bootes „Pskower Komsomolze", mit der wir 1980 in der Ostsee auf Tauchstation gingen.

Keine leichte Periode in der sowjetischen Militärpolitik auch dieser Zeitabschnitt, unsere U-Boot-Leute spürten das veränderte Klima an der vermehrten Anzahl von Provokationen durch Schiffe der NATO,

denen sie bei ihrem Vorpostendienst zum Schutze der Seegrenzen ausgesetzt waren. Die USA hatten zu einer Verschärfung des Wettrüstens geblasen, in Washington sprach man hinter vorgehaltener Hand davon, man wolle „die Sowjets totrüsten", soeben war ein Mann auf den Präsidentenstuhl gestiegen, der die Sowjetunion als „Reich des Bösen" verteufelte, und auch ein bayrischer Verbündeter des Präsidenten war damals noch nicht so weit, sein Flugzeug nach Moskau zu steuern und dem Sowjetstaat friedliche Absichten zu bescheinigen. Solche Reminiszenzen sollen unsere Freude über das erste tatsächliche Waffenverminderungsabkommen zwischen den beiden Großmächten nicht trüben, im Gegenteil, sie unterstreichen nur, wie schwer und langwierig der Weg bis dorthin war und wieviel Mühe, Kraft und Ausdauer es sicher noch kosten wird, den hoffnungsvollen Beginn weiter und weiter auszubauen.

Zurück zum Boot. Ein kleiner Minenräumer bringt uns hinaus. Das Schiff hüpft und stampft im aufkommenden Sturm. Irgendwo draußen zwischen bleiernem Himmel und grauem Meer dringt aus der Tiefe die vertraute Stimme des Kommandanten an unser Ohr: „Ich tauche jetzt auf!" Turm. Bug. Der ganze walfischähnliche Körper... Bald darauf ziehen uns Matrosenhände aufs schlüpfrige, schwankende, abgerundete Deck des U-Bootes hinüber.

Minuten später dringt bohrendes Signal aus den Lautsprechern. Alarm! Abgehackt melden Stimmen Bereitschaft von allen Gefechtsabschnitten. Die Turmluken sind geschlossen. Wir tauchen.

„Vier – fünf – sechs – sieben – acht..."

Wäre nicht die monotone Stimme des Bootsmannes, der die Tiefen abliest, wir wüßten nicht, daß wir uns unter Wasser befinden. Die Elektromotoren arbeiten ohne Geräusch. Einziges Indiz für die veränderte Lage: Das behäbige Schwanken des Bootskörpers hat aufgehört.

Das Aufregende des Vorganges liegt ganz woanders. Wir beobachten die Besatzung, Leute, die uns in den vergangenen Tagen vertraut geworden sind.

Der Kommandant, Kapitän zweiten Ranges. Gestern am Sonntag waren wir mit ihm und seiner Frau an der Bäderküste. Die Ehegattin erwies sich als leidenschaftliche Rainis-Verehrerin. Mit einer Mischung aus Nachsicht und liebevollem Stolz ließ er sie gewähren, als sie uns im Sterbehaus des großen lettischen Nationaldichters jeden Gegenstand erläuterte und zu guter Letzt innige Verse deklamierte. Später beim Gang durch das vom frischen Ostseewind blankgefegte Städtchen mit seinen Datschen und Sanatorien, kamen wir auf den Nutzen der Abrüstung zu sprechen.

Er hätte erst unlängst wieder eindrucksvolle Beispiele in der Zeitung gelesen. Die Kosten für den Bau eines einzigen Atom-U-Bootes deckten sich mit den derzeitigen Ausgaben für Bildung in 23 Entwicklungsländern mit 160 Millionen schulpflichtigen Kindern...

Jetzt, da der Kommandant das Auge an die Optik des Seerohres gepreßt hat, fällt uns auf, daß er älter aussieht, als er ist. Die vielen Jahre auf U-Booten! Wie viele Tage und Nächte davon ohne Schlaf! Er könne, sagt er, draußen im Meer kaum ein Auge zumachen. Und wenn ja, schlafe er ganz leicht, beim geringsten Laut sei er hellwach. Solch ein Dienst hinterläßt seine Spuren.

Der Politstellvertreter, Kapitänleutnant, schmales Jungengesicht, exakt geschnittenes Haar. Welch eine Freude, an seiner Seite Riga zu erleben! Detaillierte Auskünfte über Baustile, auch da, wo sie sich vermischen. Geschichte, Geschichten, Anekdoten, Legenden – von Peter dem Großen über Johann Gottfried Herder bis zu den berühmten Roten Lettischen Schützen. Er kennt jeden Winkel, jede verträumte Gasse, unternimmt alljährlich Exkursionen mit den neu eingezogenen Matrosen. Er liebt seine Stadt und gewinnt ihr immer neue Seiten ab. Wenn er mit der Kamera auf Jagd geht nach alten schmiedeeisernen Laternen zum

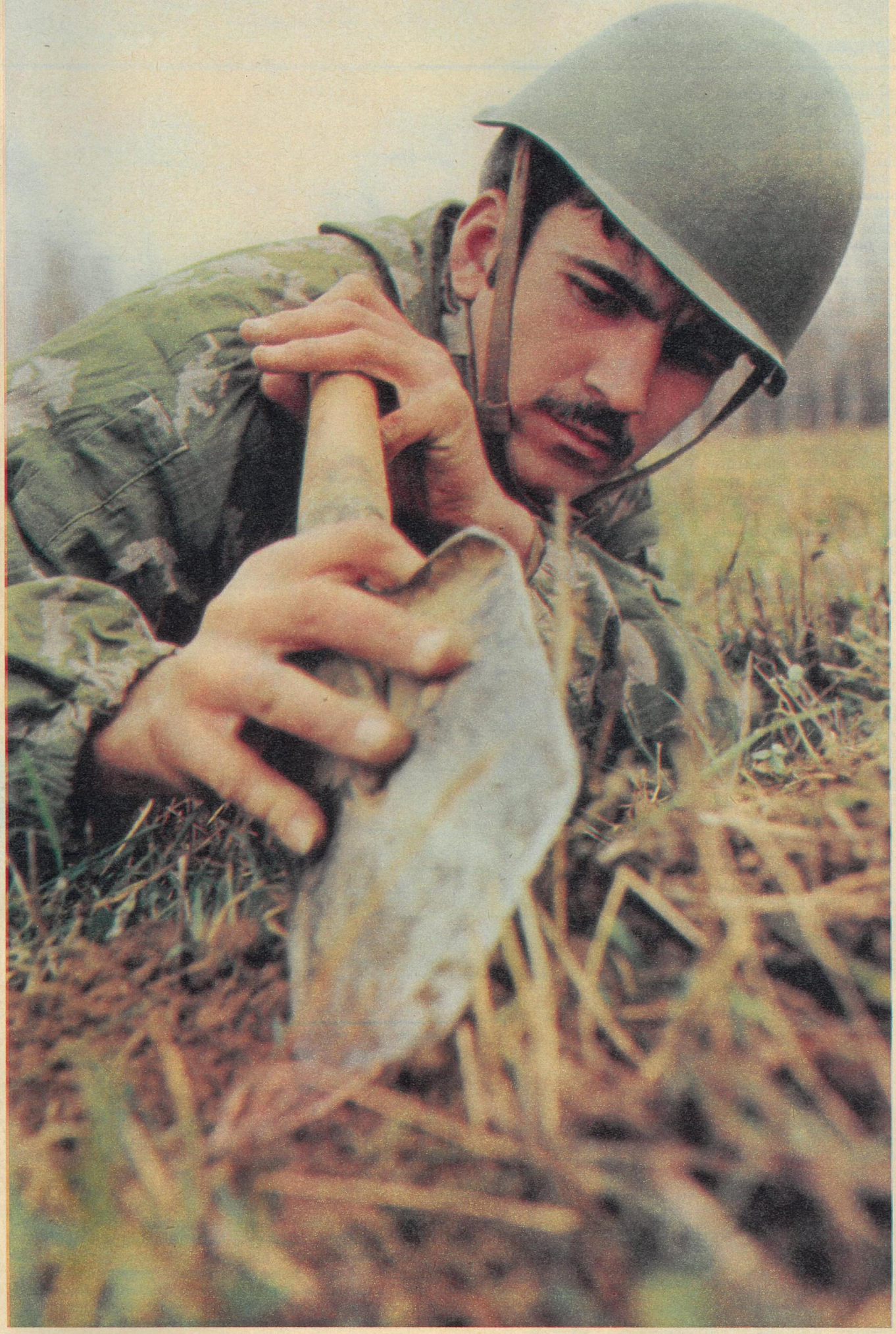
Frieden war und ist ihr erstes Wort

1982. Frühsport an Deck. FREIE WELT-Reporter zu Gast auf dem Raketen-Kampfschiff „Neukrotimy“ (rechts).

1987. Ein „Otlitschno“ für den „Alten“. Interview mit dem jüngsten General der Sowjetarmee nach seinem glänzenden Abschneiden als Richtschütze (unten).

1985. Und noch einmal Marineinfanterie. Von See angelandete Panzer beim „Zurückgewinnen eines vom Gegner besetzten Küstenabschnittes“ (ganz unten).

1984. Sie haben noch heute mit den Folgen des zweiten Weltkrieges zu tun. Soldat des von uns besuchten Pionierregiments beim Ausgraben eines Blindgängers (Seite 11).



Beispiel, achtzehn verschiedene Typen hat er schon in seinem Farbdiakasten. Auch nach Salaspils ist er mit uns gefahren, dem ehemaligen faschistischen Konzentrationslager, wo die Erde heute noch stöhnt, wie es in einer Inschrift auf Beton heißt. Dort war er behutsam und leise, interpretierte sparsam die Ideen der Bildhauer und Architekten, damit jeder für sich allein die ganze emotionale Wucht der Mahnstätte empfinde.

Der Steuermann, Oberleutnant zur See, ewig lustige Augen, flottes pechschwarzes Schnurrbärtchen. Von Rostock hat er uns erzählt und von Warnemünde, wo er mit einem Schiffsverband bei der Volksmarine zu Besuch war, vor Jahren schon, damals noch Kursant einer Offiziershochschule. Neben ihm im Hörsaal saß einer aus der DDR. In der Freizeit sind sie zusammen zum Kampfsport gegangen, einer hat dem anderen bei den Deutsch- beziehungsweise Russisch-Prüfungen geholfen, überhaupt waren sie dicke Freunde. Natürlich hat man sich nach dem Examen aus den Augen verloren, wie das bei Militärleuten nun mal so ist. Aber wenn sie sich irgendwann wiedertreffen würden, beim Flottenbesuch oder Manöver, das wäre schon eine Sache!

Diese drei also beobachten wir, während das U-Boot nahezu lautlos durch die Tiefe gleitet, bereit zur Torpedoübung. Sie sind dieselben und doch anders als vorher…

Der Jüngste

Voriges Jahr waren wir beim jüngsten General der Sowjetarmee zu Gast. Er ist 39 Jahre alt, kommandiert eine Panzerdivision und stammt aus dem westsibirischen Kohlebecken. Alle in der Familie sind Bergleute geworden, Großvater, Vater, Geschwister, er ist der erste, der aus der Reihe tanzt. Die Ordnungsprinzipien, das Exakte hätten ihn am Militärberuf gereizt, sagt er, und die Möglichkeiten, erzieherisch zu wirken.

Wo er nur kann, ist er bei seinen Soldaten und verlangt von sich nicht weniger als er von ihnen fordert. Dieses Bild vor allem ist uns im Gedächtnis geblieben:

Zwei Männer in den Luken eines Panzers, der jüngere Oberfeldwebel, der ältere in einer Montur ohne Dienstgradabzeichen. Zufrieden. Eben noch rasselte ihr T 76 mit Höchstgeschwindigkeit übers Feld. Zielattrappen tauchten auf, unvermutet, Fahrzeuge, Gebäude, Feuernester. Waren zu bekämpfen mit scharfem Schuß, Kanone und MG. Panzerkommandant der Oberfeldwebel, Richtschütze der gar nicht so viel ältere General.

Oben im Tower drängten sich die Offiziere. Wie würde der „Alte“ schießen? „Otlitschno“ schrieb der Computer, als er die Treffer berechnet hatte, ausgezeichnet.

Ein Panzermann also, da gehen doch gleich gewisse Lauscher hoch, da spitzen sich Münder: sowjetische Überlegenheit!

Der General reagiert ruhig und sachlich. Verweist auf den logischen Zusammenhang, der zwischen der ersten Lebensäußerung des sowjetischen Staates im Jahre 1917, dem „Dekret über den Frieden“, und der gegenwärtigen sozialistischen Militärdoktrin besteht: Frieden war und ist ihr erstes Wort!

Der neuen Version der alten Lüge von der Bedrohung gibt er wenig Chancen. Niemand leugnet doch, sagt er, daß es in der geschichtlichen Entwicklung der Streitkräfte zu Asymmetrien gekommen ist. Aber diese Ungleichgewichte sind nicht einseitig. Mein Land hat hier wie in allen Fragen der Abrüstung ganz klare Verhandlungspositionen: Nicht wer weniger hat, legt zu, sondern wer mehr hat, baut ab. Sicherheit des einen setzt Sicherheit des anderen voraus. Was wir erreichen müssen, ist ein stabiles Gleichgewicht der militärischen Kräfte auf möglichst niedrigem Niveau.

Allerdings, setzt der jüngste General nach einer kleinen Gedankenpause hinzu, dürfen wir es uns mit den bitteren Lektionen der Vergangenheit im Gedächtnis nicht erlauben, einseitig mit so großen Schritten voranzugehen, daß dies den Gegnern unserer Ordnung als Versuchung dienen könnte…

● Wörtlich

Wir dürfen Nelson Mandela nicht vergessen. Es ist hervorragend, wie er sein Leben für seine große Sache einsetzt, für Gerechtigkeit und gegen Apartheid. Seine Sache ist auch meine.

Ruud Gullit, Niederlande, Europas „Fußballer des Jahres 1987"

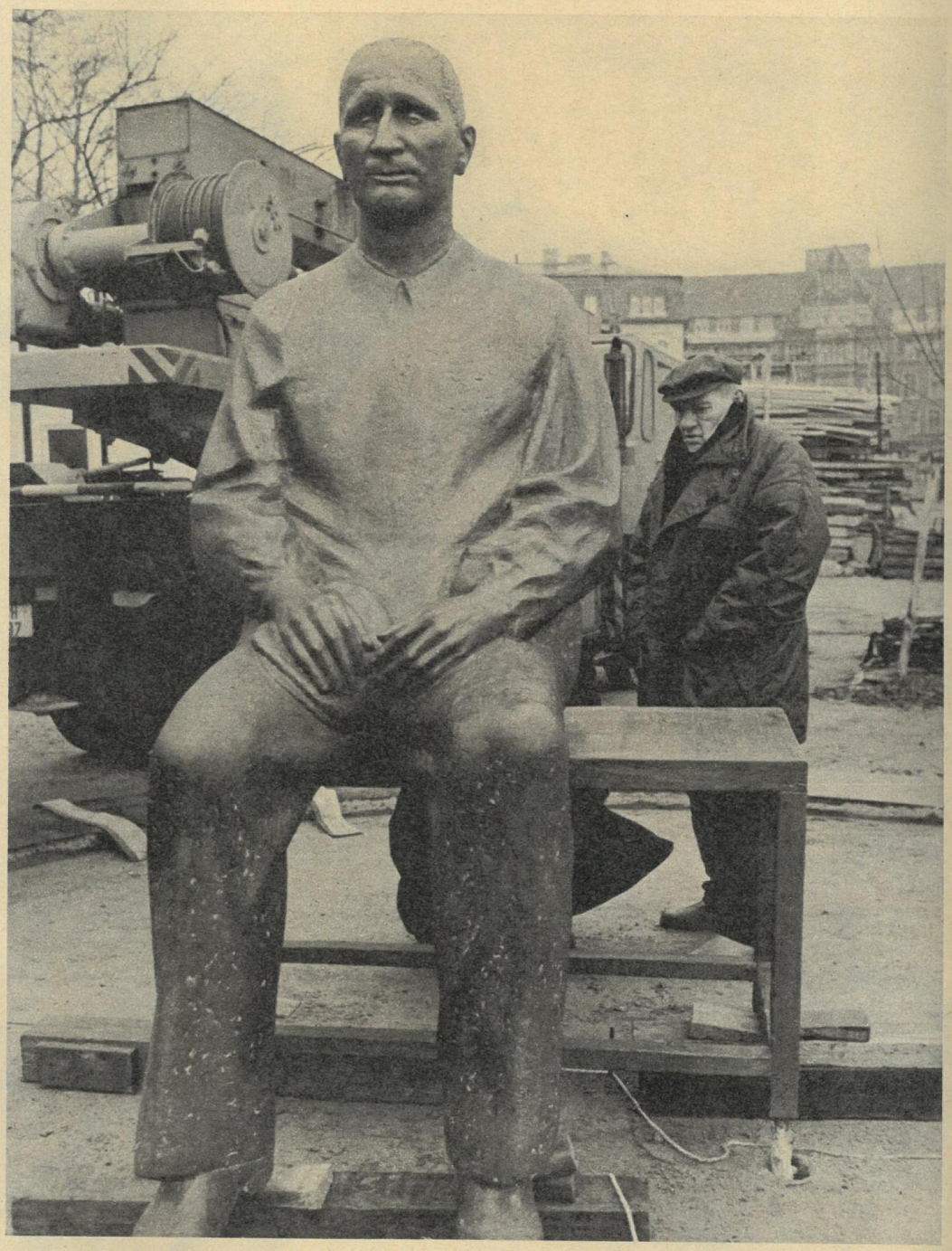
● Kurz berichtet

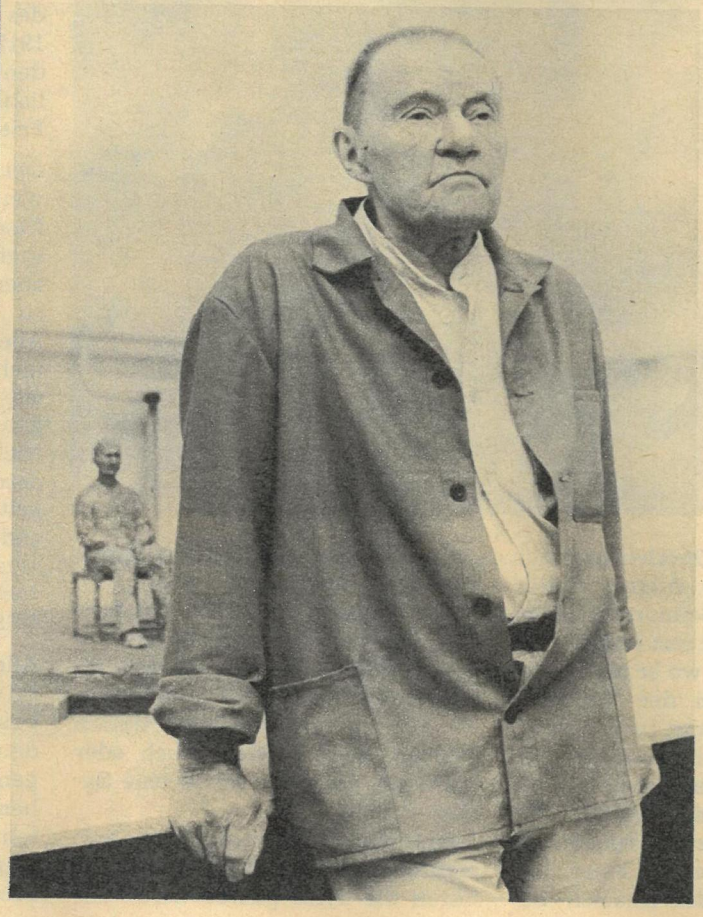
In Ankündigung der Weltbriefmarkenausstellung „Praga 88" sind in der CSSR Sonderbriefmarken mit Motiven technischer Sehenswürdigkeiten herausgegeben worden. Dazu gehören ein Postauto von 1924, eine Prager Straßenbahn von 1900 und eine Straßendampfwalze von 1936.

Der erste Industrieroboter Kubas ist im Studienzentrum für Rechentechnik und Software mit Unterstützung bulgarischer Elektronikspezialisten entwickelt worden. Das als „SKAM 410" bezeichnete Gerät verfügt über ein videogestütztes visuelles System und vier freie Achsen. Es eignet sich vor allem zu Selektions-, Montage- und Schweißarbeiten.

Eine Ausstellung besonderer Art ist im Naturhistorischen Museum Peking eröffnet worden: Die Exposition macht mit der Geschichte der „hängenden Särge" bekannt, einer ungewöhnlichen, jahrtausendealten Art der Bestattung in Gebirgsregionen Südchinas.

Noch in diesem Jahrhundert sollen superschnelle Reisezüge zwischen Moskau und der Krim sowie dem Kaukasus verkehren. Als Spitzengeschwindigkeit sind 350 km/h vorgesehen, so daß die Krim-Stadt Simferopol in fünf und der kaukasische Schwarzmeerkurort Sotschi in acht Stunden zu erreichen wären.

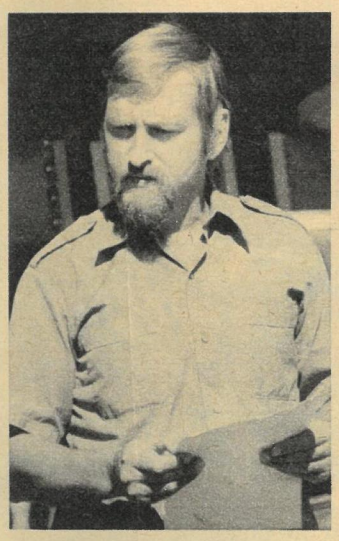




Wo die Gemüseschiffe...

Da ist eine Bank an einem historischen Ort, mitten in Berlin. Ein Mann hat auf ihr Platz genommen: **Bertolt Brecht.** Man kann sich neben ihn setzen, am Schiffbauerdamm, wo in alten Zeiten die Gemüseschiffe aus dem Havelland vertäut waren und die Spreezillenbauer ihr Handwerk betrieben. Man kann sich mit ihm unterhalten vor seinem Theater, das er und seine Freunde vor einem halben Menschenalter hier eingerichtet haben. Freilich wird die Unterhaltung einseitig sein. Muß er denn auch reden? Was er zu sagen hatte, das hat er gesagt. Er hat uns Vorschläge gemacht, und wir haben sie angenommen. Nein, nicht alles, was er sagte, war ein Vorschlag, manches war einfach schlichte Wahrheit, manches auch war der Zeit geschuldet, und er räumte uns, wie es demokratischer Brauch ist, auch das Recht ein, Vorschläge zu verwerfen. Aber es blieb genug, was wir beherzigen konnten, was wir akzeptiert haben, was allmählich, beinahe unmerklich in unseren Gebrauch gekommen. Hat dieser Mann aber auch an unseren Genuß gedacht? An den Spaß, an die Lebensfreude, an das weiterwirkende Vergnügen? Er hat. Denn er selbst war ein Mensch aus Fleisch und Blut, der da nicht nur Vergnügen im Umgang mit der Wahrheit, sondern auch Spaß an mancherlei Vergnügen hatte. Der auch seine Schwächen hatte, die er – ganz im Gegensatz zu manchen Zeitgenossen – nie leugnete. Doch das größte Vergnügen, das er lebte und an dem wir bis zur Stunde Anteil haben, war das Denken, das Nachdenken über den Tag und über ihn hinaus. Es liegt offen, daß er über Resultate dieses Nachdenkens stolz war, aber er hielt es nie für nötig, sich dabei aufzuhalten. Denn er liebte die Veränderung und die Veränderung der Veränderung. Und so sehen wir ihn, den Dialektiker und den Revolutionär auf dieser Bank, wie er in die Weite blickt über seinen Schiffbauerdamm hinaus, und so sah ihn auch der Bildhauer Fritz Cremer (Foto links), der eine seltene Verbindung, eine Art Symbiose, einging mit der Welt des Dichters, der den Gedanken erfaßte wie der große Bildhauer Michelangelo einst den der biblischen Gestalt des Moses. Doch die Ergriffenheit, die sich bei Betrachtung des Moses einstellt, ersetzt der zeitgenössische Künstler durch Begreifbarkeit. Und darauf kam es dem Stückeschreiber an, als er sein Theater schuf, und vor dem er jetzt postiert ist, auf einer Bank, zur Seite gerückt, damit wir neben ihm zu sitzen kommen mitten in Berlin.

H. Zemke (Text)
J. L. Rauch (Fotos)



Ernte auf amharisch

Auskünfte für FREIE WELT gab Helmut Frenz, Leiter der FDJ-Freundschaftsbrigade „Werner Lamberz", die über zwölf Wochen im Süden der Volksdemokratischen Republik Äthiopien bei der Ernte half.

Nach erfolgreichem Ernteabschluß zu Hause in Krümmel ging es für drei Monate auf die Felder im Süden Äthiopiens. Was war die Aufgabe Ihres Kollektivs?

Es ist schon eine Tradition seit vielen Jahren, daß wir FDJler im Blauhemd die äthiopischen Bauern in den Provinzen Arsi und Bale, etwa 200 Kilometer südlich von Addis Abeba, beim Einbringen der Ernte unterstützen. Wir halfen, die eingesetzten Mähdrescher E 512 aus der DDR instandzuhalten und die Fahrer vor ihrem Einsatz zu schulen.

Welche spezifischen Probleme fand Ihre Brigade in der äthiopischen Landwirtschaft vor?

Abgesehen davon, daß es in diesem Land an qualifizierten Fachkräften mangelt, gibt es im äthiopischen Hochland schwierige Bodenbedingungen. Allgemein ist es zu trocken. Wenn es regnet, werden die Felder sofort überschwemmt, da sich unter der relativ dünnen Mutterbodenschicht Fels befindet. Die Hektarerträge liegen daher bei Weizen um 20 Dezitonnen vom Hektar, bei Gerste um sieben. Außerdem ist in dem hügeligen, steinigen Gelände die Ernte mit Mähdreschern nur schwer zu bewältigen.

Die Selbstversorgung mit Lebensmitteln ist eine der Hauptaufgaben, die sich Äthiopien gestellt hat. Wie geht es dabei voran?

Die Lage ist dort gegenwärtig – ähnlich wie 1984 – sehr kompliziert. Es wird befürchtet, daß in den nördlichen Provinzen eine neue Hungerkatastrophe droht, von der mehrere Millionen Menschen betroffen sind. Es wurde bereits begonnen, Tausende Menschen in fruchtbarere Gegenden umzusiedeln. Inzwischen sind auch schon die ersten Getreide-Hilfssendungen aus aller Welt eingetroffen – es werden etwa 1,4 Millionen Tonnen Getreide-Importe benötigt, um die Folgen des Hungers in Grenzen zu halten. In diesem Jahr sind etwa 50 Prozent der Aussaat überhaupt nicht aufgegangen, weil während der Wachstumsperiode kein Regen fiel. Zuviel Regen dagegen gab es während der Aussaat, wodurch ein großer Teil der Saat ausgeschwemmt wurde.

Welches Verhältnis hatten Sie zur Dorfbevölkerung?

Wir wurden überall sehr freundlich empfangen und haben schnell einige Worte in amharischer Sprache gelernt. Doch nicht nur das brachte uns einander näher, sondern auch zwei tolle Erntefeste in den Städten Bokoji und Goffar. Dort gab es Sportvergleiche im Fußball, Volleyball und Tischtennis. Wir zogen zwar in allen Spielen den kürzeren, dennoch standen die unzähligen Zuschauer hinter uns und feuerten uns an. Beim anschließenden Soli-Markt herrschte ein Gewimmel wie bei uns auf dem Alex. Wir konnten dort einen beträchtlichen Gewinn erzielen, den der äthiopische Jugendverband jetzt nutzt, um die Freizeitbedingungen für die Jugendlichen in diesen Orten weiter zu verbessern; zum Beispiel durch die Einrichtung von Klubräumen.

Vor allem in den ländlichen Gebieten hat die Volksmacht in den letzten Jahren sehr viel für den Fortschritt unternommen. Wie äußert sich das?

Ich habe den Vergleich durch meinen Einsatz im vorherigen Jahr. Es hat sich in vielen Dörfern eine Menge getan. Arztstützpunkte, Kindergärten und Schulen entstanden. Fast jedes Dorf – es wurden Tausende in den zurückliegenden Jahren neu errichtet – verfügt über ein kulturelles Zentrum und vor allem über genügend Wasserstellen. Partei und Regierung unternehmen alles, um für die Menschen das Leben auf dem Lande Schritt für Schritt zu verbessern. Aber es bleibt eben noch eine Menge zu tun, wobei auch wir FDJler nach Möglichkeit helfen wollen.

Interview: Peter Kroh

Trophäen vom „Dach der Welt"

Technisch mangelhaft sind diese Aufnahmen aus menschenfernen Hochgebirgen der Volksrepublik China, und dennoch bemerkenswert... Eine ganze Reihe seltener Großsäuger konnte von einer chinesischen Tibet-Expedition im Foto nachgewiesen werden, wie der Wildyak (ganz unten) und die noch nie in einem Tiergarten gezeigte Tschiru-Antilope. Nahezu ausgestorben der riesenhafte Stammvater des als Haustier verkümmerten Yaks; noch vor einem halben Jahrhundert durchzogen vielköpfige Trupps die zentralasiatischen Gebirge. Heute gehört der Wildyak – dessen Bullen bei einer Schulterhöhe von mehr als zwei Metern ein Körpergewicht von einer Tonne erreichen – zu den besonders gefährdeten Tieren des Landes. Tschirus rechnet man zur Verwandtschaft der in der Sowjetunion wieder häufigeren Saiga; durch konsequenten Schutz haben sich auch die Herden der Tschirus vergrößert. Baumlose Hochsteppen in Höhen über 4500 Meter, Uferzonen von Gebirgsseen bilden die Heimat dieser schnellfüßigen Wiederkäuer, prachtvoll sind die Gehörne der Männchen, die bis zu 70 Zentimeter lang werden können. Zur Zeit gibt es in der Volksrepublik China 360 Naturschutzgebiete verschiedener Größe. Wissenschaftler arbeiten an einem Perspektivprogramm, d. h. einer exakten Aufstellung über schutzbedürftige Landschaften mit ihrem Tier- und Pflanzenbestand. Vor dem Erscheinen steht das erste Rotbuch gefährdeter Pflanzen Chinas; ein Buch der geschützten Tierarten wird vorbereitet. Ebenso sind neue Gesetze angekündigt, darunter „Richtlinien für die Verwaltung von Naturschutzgebieten" sowie Bestimmungen für den landesweiten Schutz frei lebender, jagdbarer und nichtjagdbarer Tiere. Größte Sorgen bereitet den Umweltschützern die Tatsache, daß Chinas Waldfläche jedes Jahr um 1,5 Millionen Hektar zurückgeht; bei einer jährlichen Freigabe von etwa 70 Millionen Kubikmeter Holz erreicht der Schwund tatsächlich 200 Millionen (durch illegale Abholzung und Waldbrände). Darüber hinaus ist ein Sechstel des Landes von Bodenerosion betroffen. Partei und Regierung haben den Umweltschutz zu einer nationalen Aufgabe ersten Ranges erklärt. Bis zum Jahr 2000 sollen 3,3 Millionen Hektar Ackerland durch Melioration gegen Versteppung gesichert und die Wälder bei starkem Aufforstungsanteil auf einer Fläche von insgesamt 169 Millionen Hektar stabilisiert werden. *Johannes Rana*

Die Angst der Kronen

Zaristische Gendarmen machten seit 1869, als die erste Ausgabe in russischer Sprache auf den Markt kam, Jagd auf Buch wie Besitzer; sie taten das gleiche, was bereits Büttel in Preußen, Polen und Dänemark trieben. Die in jener Schrift geäußerten Ansichten stießen an die Grenzen bürgerlich-kapitalistischer Toleranz. Das Ende 1847 vom zweiten Kongreß des Bundes der Kommunisten bei Karl Marx und Friedrich Engels in Auftrag gegebene Programm erschien erstmals vor 140 Jahren – vermutlich am 24. Februar 1848 –, und gedruckt hatte es J. E. Burghardt in der Londoner Liverpool Street, Bishopsgate. Der Grund für seine Verfolgung durch die herrschende Klasse aller Länder nannte später Lenin: „Im Kommunistischen Manifest sind die allgemeinen Ergebnisse der Geschichte zusammengefaßt, die uns veranlassen, im Staat ein Organ der Klassenherrschaft zu sehen, und uns zu dem unbedingten Schluß führen, daß das Proletariat die Bourgeoisie nicht stürzen kann, ohne vorher die politische Herrschaft erlangt ... zu haben." Offenkundig begriff die andere Seite sehr rasch, welche Waffe hier entstanden war. Bezeichnend ist beispielsweise der sorgenvolle Hilferuf von Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV., den dieser Ende Februar 1848 an Königin Victoria von England richtete, obgleich er noch keine detaillierte Kenntnis des Papiers haben konnte: „Wenn die revolutionäre Partei ihr Programm durchführt..., wird meine verhältnismäßig kleine Krone zerbrechen, ebenso aber auch die mächtigeren Kronen Eurer Majestät." Der Monarch konnte nicht einmal ahnen, wie recht er hatte. In dieser Schrift waren tatsächlich Strategie und Taktik zur Eroberung der Macht durch die Arbeiterklasse formuliert, es war eine geschlossene wissenschaftliche Theorie von der historischen Mission des Proletariats. Sie sollte, trotz aller Verfolgung, ihren Weg um die Welt machen (bereits zu Lebzeiten der beiden Verfasser erschien das Manifest in 83 Ausgaben in 14 Sprachen). Denn dieses kleine Bändchen, so meinte Lenin, wog ganze Bände auf: „Sein Geist beseelt und bewegt bis heute das gesamte organisierte und kämpfende Proletariat."

Frank Schumann

Das Nonett von der Moldau

Neun Musiker aus dem Goldenen Prag werden bald Gast in unserer Republik sein. Ihre Konzertreise soll sie neben Auftritten in Templin, Bernburg und Bitterfeld auch nach Berlin führen. Hier, im Herzen der Hauptstadt, im Kultur- und Informationszentrum der ČSSR, ist das „Tschechische Nonett" in einem festlichen Konzert am 24. Februar zu erleben. Am Vorabend jenes Tages, an dem sich ein besonderes Ereignis im Leben unseres südlichen Nachbarvolkes zum 40. Male jährt: der Februarsieg der tschechoslowakischen Werktätigen über die Reaktion im Jahre 1948. Für die Mitarbeiter des ČSSR-Kulturzentrums in der DDR wird dieses Jubiläum das ganze 88er Jahr über programmbestimmend sein. Die Zeichnung des 13jährigen André Schulz „Winter im Erzgebirge" (unten) ist Teil eines ihrer Vorhaben – einer Foyer-Ausstellung von Kinderzeichnungen, die Schüler unseres Landes angefertigt haben und die anschließend nach Prag geschickt werden sollen. Dort nehmen sie teil am internationalen Kinderzeichenwettbewerb „Die Rose von Lidice 1988", der dem Andenken an jenes tschechische Dorf gewidmet ist, das im Sommer 1942 von deutschen Faschisten ausgelöscht wurde. Daß diese Arbeiten im Jubiläumsjahr '88 erstmals vor dem offiziellen Wettbewerb auch in der DDR zu sehen sind, macht die Mitarbeiter des Kulturzentrums besonders stolz. Bereits 1955 in der Berliner Friedrichstraße als „Haus der Tschechoslowakischen Kultur" und damals erstes seiner Art in der DDR-Hauptstadt gegründet, hat man hier viel getan, was völkerverbindend wirkt. Als wesentlichen Beitrag zum immer besseren gegenseitigen Kennenlernen versteht Ivan Cáp, stellvertretender Direktor für kulturpolitische Arbeit, daß man sich nicht nur auf das Haus (seit zehn Jahren steht das neue Gebäude in der Leipziger Straße) beschränkt. Zwei Drittel aller Veranstaltungen finden in den Bezirken der DDR statt, zu rund 200 Kollektiven, die den Namen tschechoslowakischer Persönlichkeiten tragen, bestehen enge partnerschaftliche Beziehungen. Unzählige Ausstellungen, Vorträge, Konzerte tschechischer und slowakischer Ensembles und Solisten hat das Kollektiv in den vielen Jahren organisiert. Übrigens – auch Karel Gott machte einst seine ersten internationalen Schritte in die Welt auf dem Podium des Hauses in der Friedrichstraße. Und die Konzertreihe des „Tschechischen Nonetts" ist auch nur ein weiteres Beispiel aus dem breiten kulturellen und politisch-informatorischen Programm des Kultur- und Informationszentrums der ČSSR in diesem Jahr.

Gaby Wehrmann

Fisch-Forschung

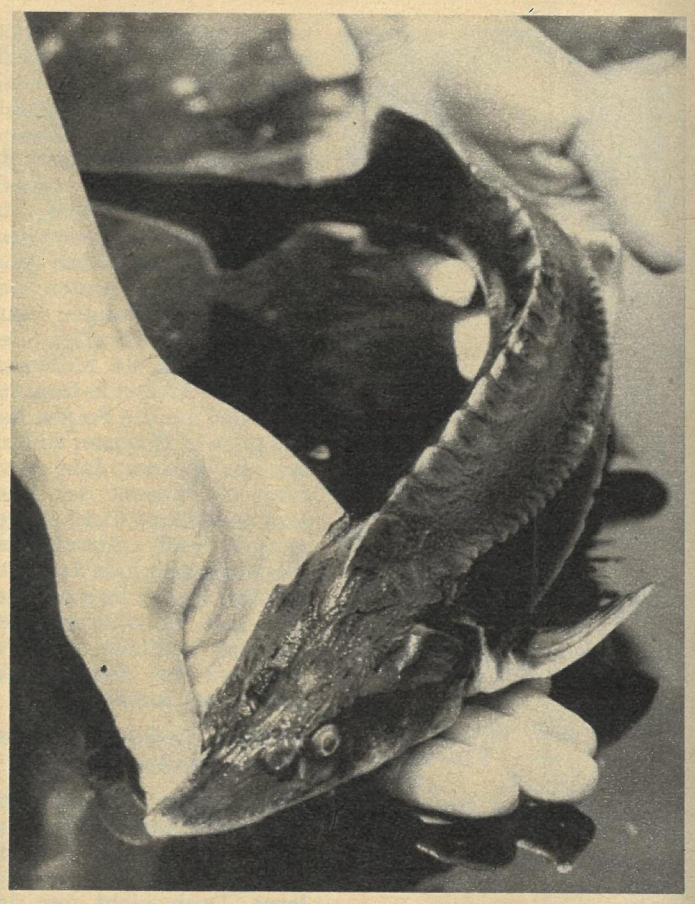
Diese Kreuzung zwischen Hausen und Sterlet – „Bester" genannt – ist das Ergebnis von Versuchen im experimentellen Forschungskomplex für die Züchtung maritimer Kulturen in Krasnodar. Durch eine hier entwickelte Technologie der industriellen Bester-Zucht können Fischerträge von bis zu 30 Tonnen pro Auffangkasten erreicht werden. Daneben entstand auch eine neuartige Miesmuschelplantage mit speziellen Lüftern und Anlagen zur Zirkulation der Planktonschichten.

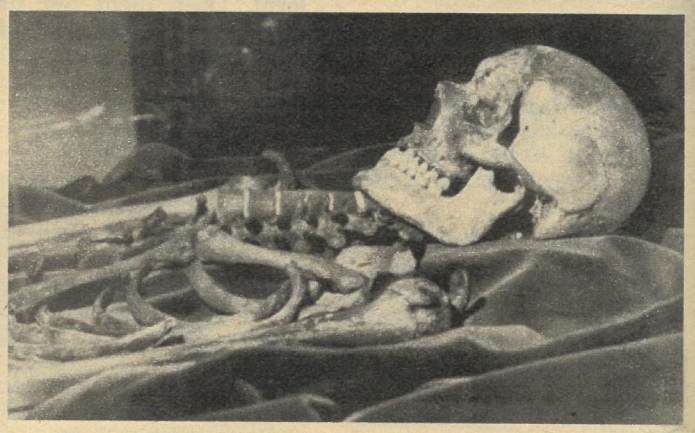
Kur-Kinder

An den Radon-Quellen von Belokuricha, der ältesten Kureinrichtung Sibiriens, erholen sich jährlich etwa 60 000 Sowjetbürger. In den letzten Jahren entstanden hier vier neue Sanatorien sowie eine Kindereinrichtung, in der die jüngsten Patienten prophylaktisch betreut werden.

Circen-Charme

Mit Schwung, Charme und schönen Beinen präsentierten die polnischen Mannequins die 88er Kollektion der Modemacher ihres Landes auf einer RGW-Modenschau, die zum Jahresende 1987 in der sowjetischen Hauptstadt Moskau stattfand.





Blut-Beweis

Der Schädel und Teile des Skeletts von König Ladislav V. Posthumus („der Nachgeborene", 1440–1457) sind jetzt im Nationalmuseum Prag zu bewundern. Anthropologische und medizinische Untersuchungen brachten ans Licht, daß der tschechische König an einer bösartigen Blutkrankheit starb, womit alle bisherigen Spekulationen über seinen Tod ein Ende haben.

Lotto-Last

Insgesamt 17 Kilogramm brachten sie auf die Waage: diese Bündel von 1000-Forint-Noten, die drei glückliche Gewinner in einer Filiale der ungarischen Landessparkasse in Debrecen erhielten. Der sensationellste Lotto-Gewinn in der Geschichte des Landes trug jedem von ihnen runde 13 Millionen Forint ein, die sie an Ort und Stelle auf ein Konto einzahlten.

Verpflichtende Tradition

Zwei Gedenktage der deutsch-sowjetischen Freundschaft verdienen, in die Kalender des Jahres 1988 aufgenommen zu werden: der 4. November, an dem vor 60 Jahren der „Bund der Freunde der Sowjetunion" als proletarische Massenorganisation, und der 1. Juni, an dem vor 65 Jahren die „Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland" gegründet wurden. In Berlin-Pankow schenken die Freunde um DSF-Kreissekretärin Elke Stepputat dem 1. Juni besondere Beachtung. In ihrem Stadtbezirk, in der Kavalierstraße 22, wohnte von 1924 bis zu seiner Verhaftung durch die Faschisten in der Reichstagsbrandnacht 1933 der Generalsekretär der Ge-

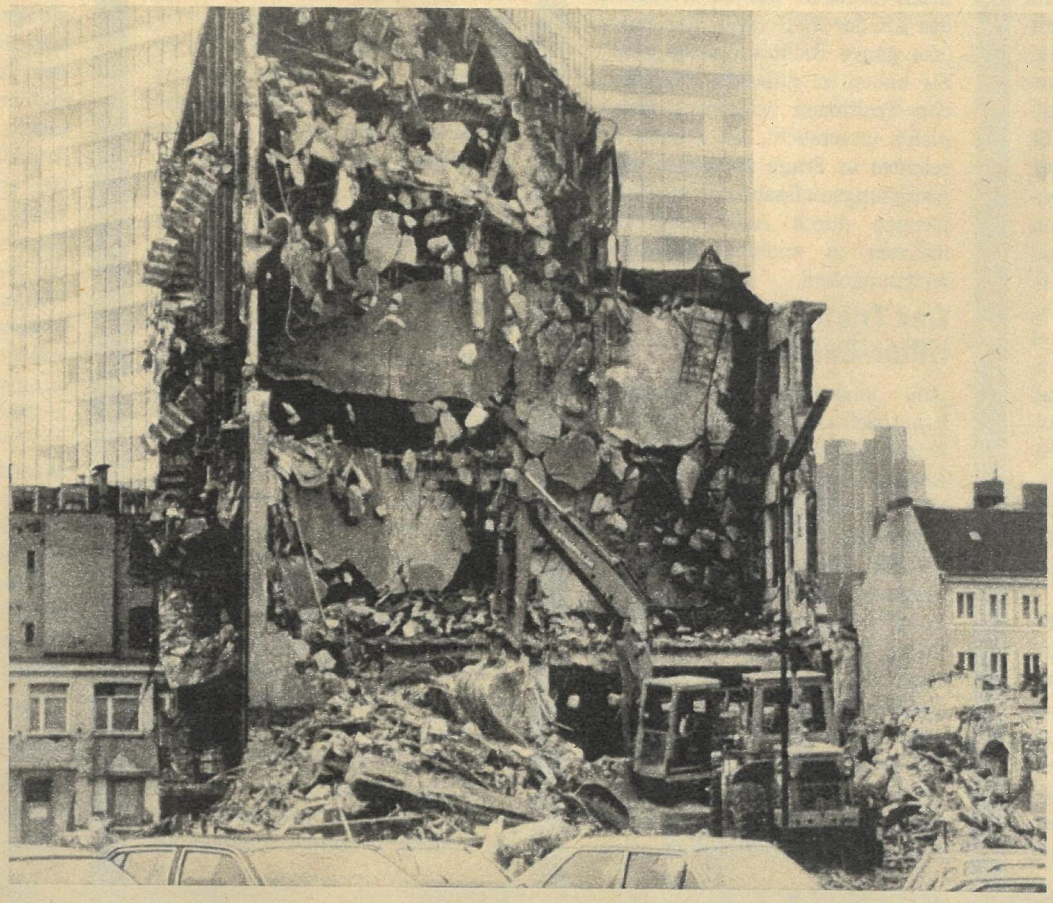
sellschaft, der Kommunist Erich Baron, hier redigierte er die Zeitschrift „Das neue Rußland". Mitglieder dieser Gesellschaft waren Persönlichkeiten wie die Verleger Fischer und Rowohlt, der Generalmusikdirektor Klemperer, der Bankier Hugo Simon und Albert Einstein. Sie traten mit ihren Namen für ein freundschaftliches Verhältnis zu Sowjetrußland ein. Heute tragen die 2. Oberschule, eine Brigade aus dem VEB Bergmann-Borsig, eine Jugendbrigade der PGH Rohrtechnik und weitere vier Kollektive des Stadtbezirks Pankow den Namen Erich Barons. Die Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr Buchholz bewerben sich um ihn. Mit viel Fleiß stellten sie eine Dokumentation über Erich Baron und die Gesellschaft zusammen, nahmen Kontakte zu Baron-Namensträgern in Kirchmöser auf und zur DSF-Wohngruppe 29 „Erich Baron", die u. a. Wissenswettbewerbe und Hauswandzeitungen zur Traditionspflege nutzt. Ab 1988 wird das DSF-Kreissekretariat am Geburtstag Erich Barons die Namensträger zu einem Erfahrungs- und Gedankenaustausch einladen. Elke Stepputat: „Traditionspflege, besonders unter der Jugend – darin sehen wir einen Beitrag zur Vorbereitung des 13. DSF-Kongresses."

Erhard Tautendorf

Penner-Party und Notfälle

„... es wird gebeten, an diesem Abend in alter, abgerissener Kleidung zu erscheinen. Nur so können wir auch rein äußerlich für einen Erfolg unserer Penner-Party garantieren." So der Text einer Einladung zu einem Fest, auf dem sich unlängst Düsseldorfs Oberschicht vergnügte. Es sollte etwas Ausgefallenes sein, und man entschloß sich, sogar zwei echte Obdachlose wie den auf dem Foto oben einzuladen. Alle Anwesenden, ist am nächsten Tag aus der Presse zu erfahren gewesen, haben sich auf der Fete sehr wohl gefühlt... Ein übler Scherz übermütig Gewordener. Doch den 22 122 Männern, Frauen und Kindern jener schon 8631 Familien, denen allein im Lande Baden-Württemberg bis Ende September des vergangenen Jahres selbst sozialer Wohnraum fehlte, mag das Lachen darüber im Halse steckengeblieben sein. Dabei handelt es sich nur um die „eklatantesten Notfälle" aus den Notfallkarteien von Stuttgart, Mannheim und Freiburg, wie in der BRD-Presse betont wurde. Das schrumpfende Angebot an preiswerten Wohnungen und die anhaltende Dauerarbeitslosigkeit stellen immer mehr Familien in der BRD vor unlösbare Lebensprobleme. Ein Berg von Schulden und in letzter Konsequenz Obdachlosigkeit sind für viele die Folgen, heißt es in einer Studie dazu. Untersuchungen in Nordrhein-Westfalen beispielsweise haben ergeben, daß der Hauptgrund für die Einweisung in Notunterkünfte in gut drei Vierteln der Fälle Mietschulden sind, die überwiegend durch Verlust des Arbeitsplatzes entstanden. „An der nackten Realität von Millionen Arbeitslosen und von mindestens einer Million Wohnungsloser oder von Wohnungsverlust bedrohter Bürger in der Bundesrepublik werden alle Bekenntnisse zu Menschenrechten und -würde brüchig und hohl", sagte dazu Dr. Hartwig Drude. Das allerdings auf keiner Penner-Party, sondern an der Spitze einer Vereinigung, deren Existenz – ebenso wie die makabren Feste – im anderen deutschen Staat kaum denkbar wäre: Er ist Vorsitzender der Bundesgemeinschaft für Nichtseßhaftenhilfe in der BRD. Und wie die „Mieterzeitung", das Verbandsorgan einer anderen Organisation, des BRD-Mieterbundes, berichtet, wird 1,9 Millionen Mietern staatliches Wohngeld gewährt. Der wirkliche Bedarf ist jedoch noch viel höher. Der soziale Wohnungsbau aber zeigt rückläufige, vom Staat offenbar so gewollte Tendenzen. Dem Mietwucher und der Spekulation sind immer weniger Grenzen gesetzt. Auch solche Praktiken gehören dazu: Man läßt Wohnhäuser so verkommen, bis sie abbruchreif sind, um an ihrer Stelle profitablere Bankpaläste und Geschäftshäuser zu errichten (Foto unten). Nach Auffassung von Dr. Drude sei es ein politischer Offenbarungseid, wenn es einer reichen Gesellschaft nicht gelingt, die Rechte ihrer Mitglieder zu gewähren. Er weiß aus eigener Anschauung, was er sagt.

Horst Dietrich



● Gut gesagt

Musik bedeutet mir alles. Man muß an ihre Kraft glauben und sie fühlen lernen, erst dann offenbart sie ihren ganzen Reichtum. Sie vermag das Gute in uns zu wekken und zu stärken.

Kurt Masur, Dirigent, DDR

● Am Rande

Einer alten Tradition folgend wurden sechzehn erfolgreiche ausländische Geschäftsleute von der Törley-Sektfabrik während einer feierlichen Zeremonie in Budapest zu „Rittern des Sektordens" geschlagen. – Daß die Korken knallen ...

● Persönliches

Das größte Kreuzworträtsel Bulgariens wurde von dem Eisenbahner GERTSCHO LEWAKOW fertiggestellt. Es hat die Ausmaße eines Bettlakens und enthält 9137 Wörter. Bisher hat er jedoch noch niemanden gefunden, der es veröffentlicht.

Der 14jährige ARYSTANBEK MUKANOW gehört zu den jüngsten Studenten der Hochschule für Fremdsprachen in Alma-Ata. Mit sechs hatte er bereits den Lehrplan der Grundschule durchgenommen. Seine Mutter, Hochschullehrerin und Philologin, erteilte ihm frühzeitig Sprachunterricht nach einem selbstentwickelten Programm.

Der 40jährige STANISLAV SLBYHOUDEK aus dem mittelböhmischen Kralupy sammelt Lichtquellen. Mit 16 Jahren bereits trug er ausgediente Lampen der Prager Straßenbeleuchtung zusammen. Wertvollstes Stück seiner heute 3500 Exemplare zählenden Sammlung ist eine der insgesamt noch fünf auf der Welt existierenden mundgeblasenen Glühbirnen von 1881 – aus dem Besitz von Edison.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: P. Kroh, K. Hruša, V. Hohlfeld, TASS/Welengurin, TASS/Sadtschikow, ZB/ČTK, ZB/CAF, ZB/MTI/Oláh, ADN-ZB Repro (3); Vignette: D. Schüler.

Gegner der Abrüstung und ihre Manöver

Wem paßt die ganze Richtung nicht?

Ein Beitrag von Prof. Dr. Franz Knipping

Irgendwann in diesem Jahr dürfte es soweit sein: An den vereinbarten Liquidierungsorten beginnt die Vernichtung zweier kompletter Kategorien amerikanischer und sowjetischer Raketen. Jeweils 100 Exemplare des „Teufelszeugs" werden – gestartet im Abstand von mindestens sechs Stunden – durch Abschuß in ein vorher bestimmtes Zielgebiet unschädlich gemacht für immer. Für den stattlichen Rest der 1515 Raketen mit 1000 bis 5500 km und der 1096 mit 500 bis 1000 km Reichweite tritt eine bis ins letzte Detail festgelegte Vernichtungsprozedur in Kraft. Mitsamt den dazugehörigen Startrampen, Transportfahrzeugen und Hilfseinrichtungen werden sie gesprengt, verbrannt, zerschnitten, zerquetscht oder zertrümmert...

In Erwartung des zweiten Schritts

Solcherart praktizierter Einstieg in die nukleare Abrüstung ergibt sich als logische Konsequenz aus dem Vertrag UdSSR–USA über die vollständige Beseitigung ihrer nuklear bestückten Raketen mittlerer und kürzerer Reichweite, den Michail Gorbatschow und Ronald Reagan am 8. Dezember 1987 in Washington unterzeichneten. Mit ihm kam zum ersten Male im nuklear-kosmischen Zeitalter eine Übereinkunft über die Abschaffung atomarer Waffen zustande. Er markiert den ersten Schritt auf dem Wege zu einer kernwaffenfreien Welt, den die Sowjetunion mit ihrem Abrüstungsprogramm vom 16. Januar 1986 der Menschheit als reale Perspektive für das Jahr 2000 gewiesen hatte. Und rund um unseren Planeten knüpfen sich Hoffnungen daran, daß diesem ersten Schritt weitere folgen, daß die Dynamik der Aufrüstung abgelöst wird durch eine Dynamik der Abrüstung, daß der so verheißungsvoll eingeleitete Prozeß bereits 1988 weitere Ergebnisse zeitigt.

Die Chancen dafür stehen in der Tat nicht schlecht. In Washington erzielten bekanntlich beide Verhandlungspartner die grundsätzliche Übereinkunft, ihre strategischen Nuklearpotentiale bei strenger Einhaltung des Vertrages über eine Begrenzung der Raketenabwehrsysteme (ABM-Vertrag) um 50 Prozent zu verringern. Ihre Delegationen bei den Genfer Verhandlungen erhielten den Auftrag, die Ausarbeitung eines Vertrages über die Reduzierung und Begrenzung der strategischen Offensivwaffen sowie aller damit zusammenhängenden Dokumente in möglichst kurzer Frist abzuschließen. Günstige Möglichkeiten zeichnen sich überdies für ein weltweites Verbot chemischer Waffen ab. Zugleich verbesserten sich die Aussichten, die Abrüstung auf weitere Felder auszudehnen – bei den taktischen Kernwaffen, bei den konventionellen Streitkräften und Rüstungen, bei der Schaffung kernwaffenfreier Korridore und chemiewaffenfreier Zonen.

Wer daraus jedoch folgert, in Sachen Abrüstung ginge es nun gleichsam automatisch voran, der irrt. Durch die Friedenspolitik des Sozialismus, den Druck der Völker, das verantwortungsbewußte Handeln auch westlicher Regierungen wurde erreicht, daß in absehbarer Zeit rund 3000 von insgesamt mehr als 50 000 nuklearen Sprengköpfen verschwinden. Doch keineswegs abgetreten sind deswegen die Kräfte, von denen Erich Honecker auf der 5. Tagung des ZK der SED sagte, daß ihnen „die ganze Richtung nicht paßt". Sie haben unverändert einflußreiche Positionen inne und lassen nichts unversucht, um bereits Erreichtes in Frage zu stellen oder Abrüstungsmaßnahmen in einem Bereich durch Aufrüstungsmaßnahmen in anderen Bereichen wettzumachen.

Der Trick mit den Killer-Zusätzen

„Im amerikanischen Kongreß bahnt sich ein Kampf um die Ratifizierung des Vertrages über die Abschaffung der atomaren Mittelstreckenwaffen an", berichtete unlängst die USA-Nachrichtenagentur AP. Die verfassungsrechtlich vorgeschriebenen Verfahren im Senat begannen am 25. Januar. Damit der Vertrag in Kraft treten kann, ist eine Zustimmung mit Zwei-Drittel-Mehrheit erforderlich, mithin von 67 der insgesamt 100 Senatoren. Wie das Magazin „Time" einschätzte, dürfte „Reagan keine Schwierigkeiten haben, eine Zwei-Drittel-Mehrheit zu erhalten". Allerdings werde letztendlich, so ergänzten Kenner der Szene, die Ratifizierung im Senat nicht davon abhängen, „wer für oder gegen den Vertrag ist", sondern davon, „wer sich Killer-Zusätzen widersetzen kann und wer nicht".

Was es damit auf sich hat? – Erklärte Vertragsgegner vom extrem rechten Flügel der Republikanischen Partei wie die Senatoren Jesse Helms aus Nordkarolina und Malcolm Wallop aus Wyoming haben sich das Ziel gesetzt, eine Mehrheit für bestimmte Zusatzanträge zustandezubringen. Solche mögen, wie „Time" urteilte, auf den ersten Blick vernünftig klingen, erweisen sich dann aber als tödlich. Eine Möglichkeit wäre die, eine Neuverhandlung über die eine oder andere Vertragsbestimmung zu verlangen. In beiden oder ähnlich gearteten Fällen bedeutete die mehrheitliche Zustimmung zu einem „Killerantrag", daß eine Ratifizierung des Vertrages blockiert und damit sein Inkrafttreten auf den St. Nimmerleinstag verschoben würde.

Leute, denen die ganze Richtung nicht paßt, sind freilich nicht nur auf dem Capitol Hill in Washington auszumachen. Zu ihnen rechnen auch maßgebende Militärs im Brüsseler NATO-Hauptquartier und im Pentagon. Schon vor der Unterzeichnung des Washingtoner Vertrags warnte der frischgebakkene NATO-Oberbefehlshaber, US-General John Galvin, vor einer „gefährlichen Übereile" bei atomarer Abrüstung in Europa. Statt dessen plädiert er dafür, zunächst einmal „eine Pause einzulegen". Mit Blick auf die vorgesehene Beseitigung der Mittelstreckenraketen meinte der Vorsitzende des NATO-Militärausschusses, der Bundeswehrgeneral Wolfgang Altenburg, bedauernd: „Wir verlieren einen wesentlichen Teil unserer Fähigkeit zu einem Schlag auf sowjetisches Territorium. Aber dies ist eine Voraussetzung für unsere Strategie." Ihm sprang der Staatssekretär im US-Verteidigungsministerium Frank Gaffney mit der Verheißung bei: Niemand solle sich der Illusion hingeben, daß Europa eines Tages in eine atomwaffenfreie Zone umgewandelt werden könne. Dringend vonnöten sei vielmehr, die verbleibenden atomaren Waffen mit einer Reichweite bis zu 500 Kilometer zu „modernisieren". Es soll nicht, wie es die sozialistischen Länder seit langem vorschlagen, mehr abrüsten, wer mehr hat, sondern erneut der verhängnisvolle Kreislauf von Vorrüstung und Nachrüstung in Gang gesetzt werden.

Die Provokation mit den Binärwaffen

Es blieb nicht bei markigen Worten. Nur wenige Tage nach dem sowjetisch-amerikanischen Gipfel in Washington gab das Pentagon bekannt, daß die USA die Produktion einer neuen Generation chemischer Waffen aufgenommen haben. Es sind sogenannte Binärwaffen, bestehend aus zwei chemischen Komponenten, die in Artilleriegeschossen eingesetzt werden. Nach deren Abschuß bildet sich ein tödlich wirkendes Nervengas. Motiviert wurde die Herstellung wieder einmal mit einer Variante der sattsam strapazierten Bedrohungslüge: Die Sowjetunion sei bei chemischen Waffen den USA um ein Mehrfaches überlegen. Tatsächlich jedoch betragen, wie das sowjetische Außenministerium mit aller Kompetenz erklärte, die Bestände an chemischen Kampfstoffen auf dem Territorium der UdSSR nicht über 50 000 Tonnen. Das entspricht in etwa dem Potential der Vereinigten Staaten.

Angesichts dieser Klarstellung trat der provokative Charakter der Produktionsaufnahme binärer Waffen um so deutlicher zutage. Sie erfolgte bezeichnenderweise zu einem Zeitpunkt, da bei der Ausarbeitung einer Konvention über das Verbot chemischer Waffen durch den Genfer 40-Staaten-Abrüstungsausschuß deutliche Fortschritte zu verzeichnen waren. Auf dem Washingtoner Gipfel hatten zudem die führenden Repräsentanten von UdSSR und USA ausdrücklich ihre Bereitschaft bekundet, eine – wie es hieß – „verifizierbare umfassende und effektive Konvention über das Verbot und die Vernichtung der chemischen Waffen auszuarbeiten". Die Produktionsaufnahme steht in diametralem Gegensatz zu dieser Erklärung wie zu den Bemühungen sozialistischer, kapitalistischer und nichtpaktgebundener Staaten, die Menschheit von den barbarischen chemischen Waffen zu befreien. Sie läßt sich schwerlich anders bewerten denn als Versuch, die Verhandlungen in Genf zu blockieren und statt dessen eine neue Runde des chemischen Wettrüstens zu entfachen.

Das Zauberknall-Experiment

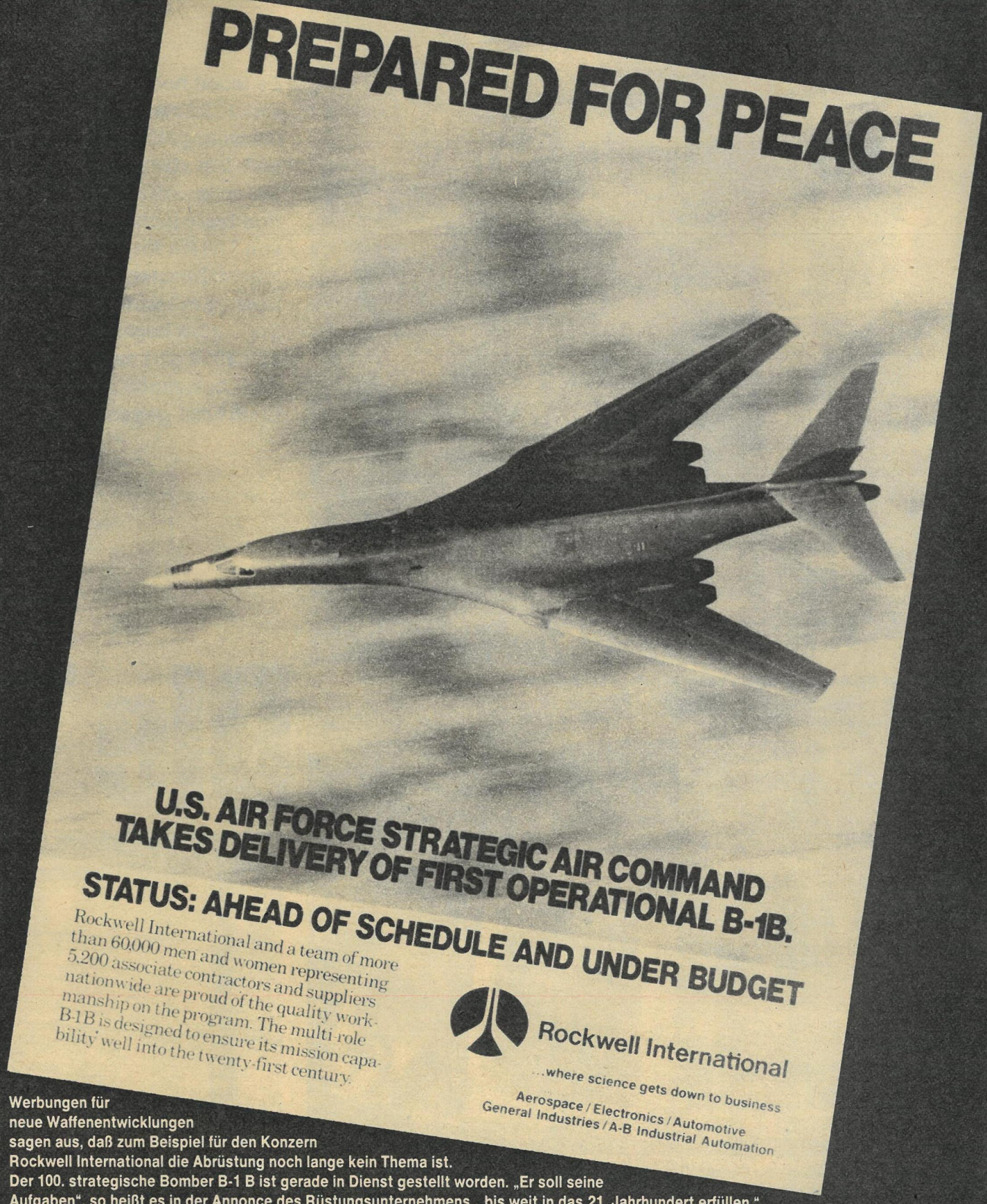
Parallel dazu kam es auf dem amerikanischen Luftwaffenstützpunkt Albuquerque im Bundesstaat New

Mexico zu einer weiteren Demonstration vermeintlicher Stärke. Unter strenger Geheimhaltung erfolgten hier die ersten Bodenerprobungen eines chemischen Lasers mit einer Leistung von zwei Millionen Watt, bestimmt im Rahmen des Weltraumrüstungsprogramms SDI zur Zerstörung von Flugkörpern in der Erdumlaufbahn. Experten sprachen von einem „Zauberknall-Experiment", das im Hinblick auf künftige Einsatzmöglichkeiten des Lasers mehr Fragen aufwerfe als löse. Entscheidend war denn auch nicht der gering zu veranschlagende wissenschaftliche Nutzen des Tests als vielmehr der politische Effekt. Die begonnene Erprobung, für die insgesamt 200 Millionen Dollar veranschlagt sind, sollte signalisieren: Unbeschadet entsprechender Festlegungen in der gemeinsamen sowjetisch-amerikanischen Gipfelerklärung wollen die Weltraumrüster auf eine Unterminierung des ABM-Vertrages hinarbeiten, der Tests mit Raketenabwehrwaffen strikt untersagt.

Im Bunde mit dem Pentagon sind selbstredend die Konzerne, die als seine Hauptauftragnehmer aus der Modernisierung vorhandener Arsenale und der Entwicklung immer neuer und kostspieligerer Waffensysteme ihren Profit ziehen. Für einen Preis von zehn Milliarden Dollar schufen sie jene Pershing-II-Raketen und Cruise Missiles, deren Vernichtung drei Monate nach Inkrafttreten des am 8. Dezember in Washington unterzeichneten Vertrags beginnen soll.

Der Markt des Todes

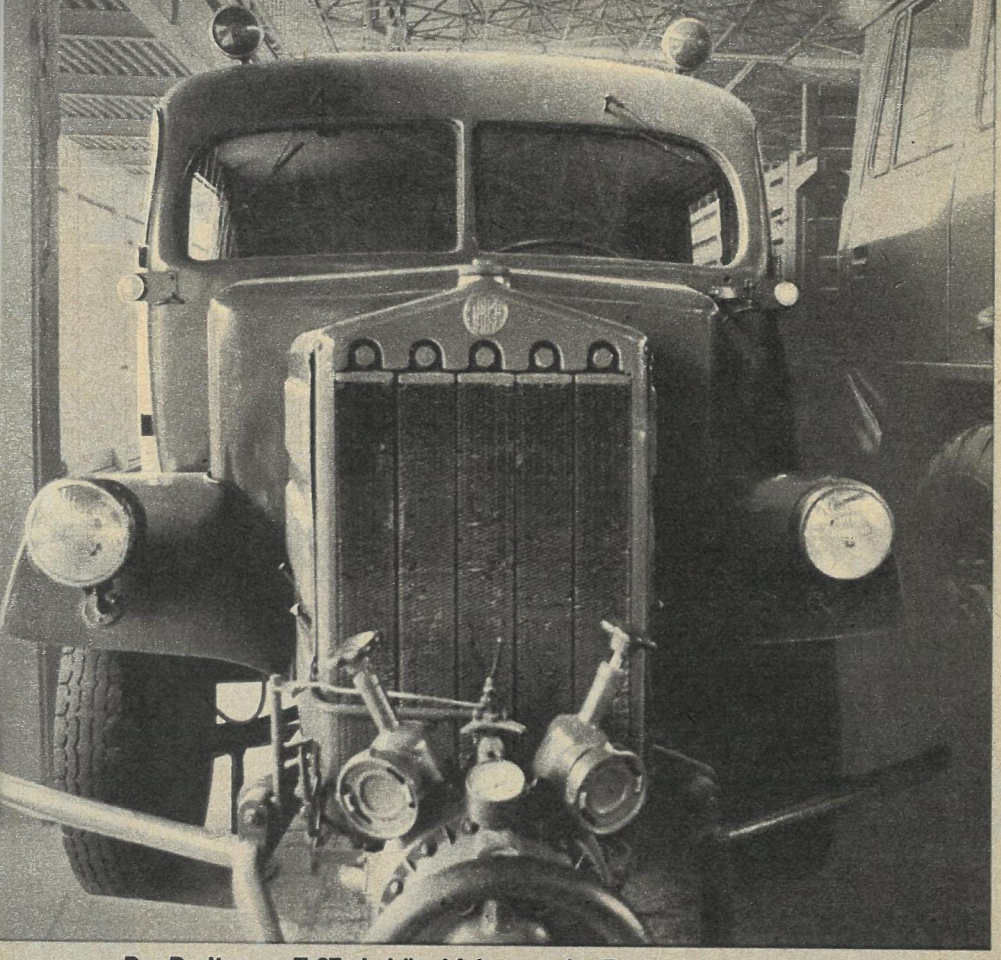
Auf beide Kategorien konzentrierte sich in der Folgezeit ein beträchtlicher Teil der amerikanischen Rüstungsanstrengungen. Das führte zum einen dazu, daß Ende 1983 auf dem Boden westeuropäischer NATO-Staaten jene Raketen in Stellung gebracht wurden, die nun ihrer Verschrottung entgegensehen. Und es hatte zur Konsequenz, daß als völlig neuartige Waffensysteme die genannten Flügelraketen gebaut und ab 1984 in den Bestand der Marine eingeführt wurden. Planungen des Pentagon gehen davon aus, bis in die Mitte der neunziger Jahre etwa 4000 solcher Marschflugkörper auf U-Booten zu stationieren, darunter eine größere Anzahl mit nuklearen Sprengköpfen. Überdies zeigte die amerikanische Seite wenig Neigung, diese Waffen in die anvisierte Halbierung der strategischen Potentiale der UdSSR und der USA mit einzubeziehen. Erst die Verhandlungen während des Gipfeltreffens in Washington erbrachten die beiderseitige Verpflichtung, „Höchstzahlen solcher Raketen festzulegen und nach gegenseitig annehmbaren und wirksamen Methoden zur Kontrolle solcher Begrenzungen zu suchen". Angesichts derartiger Praktiken in der Vergangenheit rechnen die Profiteure der Hochrüstung damit, den Raketenvertrag vom letztjährigen Dezember ebenso wie die noch zu vereinbarenden Verträge – so über die Reduzierung der strategischen Offensivwaffen – irgendwie umschiffen zu können. Im nuklearen Bereich setzen sie darum verstärkt auf moderne Waffensysteme mit kleineren Gefechtsköpfen und größerer Treffsicherheit. Auf konventionellem Gebiet arbeiten sie an sogenannten intelligenten Waffen, deren Präzision und Wirkung denen taktischer Nuklearraketen fast gleichkommen soll.



Werbungen für neue Waffenentwicklungen sagen aus, daß zum Beispiel für den Konzern Rockwell International die Abrüstung noch lange kein Thema ist. Der 100. strategische Bomber B-1 B ist gerade in Dienst gestellt worden. „Er soll seine Aufgaben", so heißt es in der Annonce des Rüstungsunternehmens, „bis weit in das 21. Jahrhundert erfüllen."

Mit Blickrichtung auf die 90er Jahre, hieß es jüngst in der BRD-Zeitschrift „Wirtschaftswoche", gehe der „Trend zur konventionellen Verteidigung mit den jeweils angemessenen Waffen weiter – ganz unabhängig, welche Atomraketen auch immer von europäischem Boden verschwinden werden". Verbunden damit riet im übrigen das Blatt seinen betuchten Abonnenten, rechtzeitig Aktien von Unternehmen mit hohem Elektronik- oder High-Tech-Anteil zu erwerben. „Der Grund: Die Sparte der Militärelektronik gilt als Wachstumsmarkt schlechthin, den auch Budgetkürzungen nicht bremsen können."

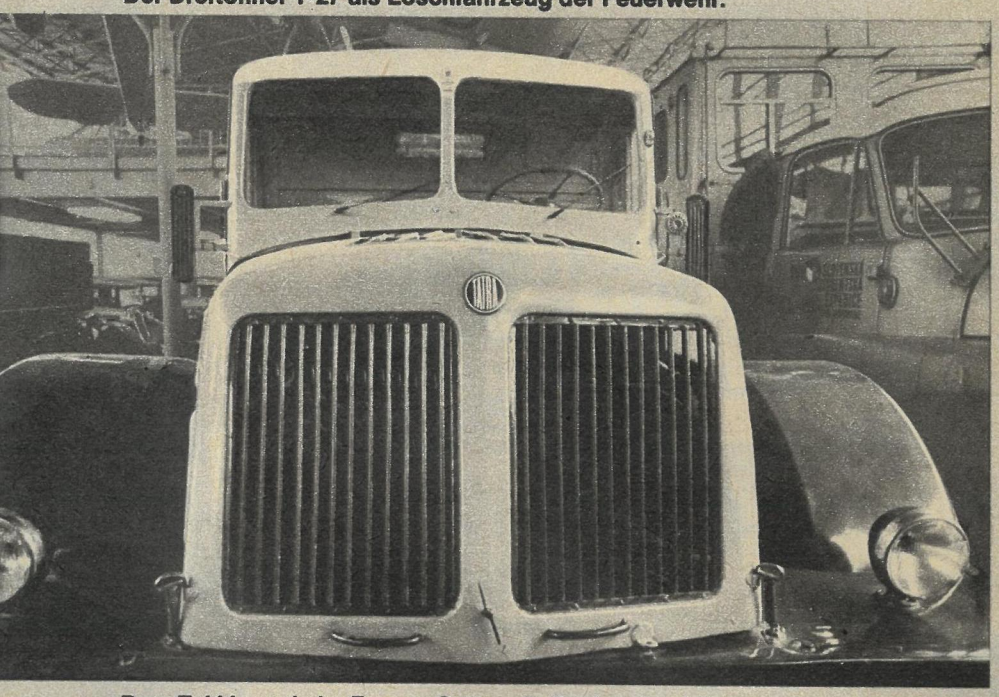
Damit schließt sich vorerst der Kreis. Wenn, wie zu hoffen bleibt, in diesem Jahr die Vernichtung von 2611 Raketen mittlerer und kürzerer Reichweite eingeleitet wird, dann bestärkt das die Völker in der Erfahrung: Der Kampf gegen nukleare Waffen lohnt sich. Doch kein Zweifel besteht auch daran, daß jeder weitere Fortschritt auf dem Wege der Abrüstung nur gegen die Politiker, Militärs und Rüstungsprofiteure durchgesetzt werden kann, die man als aggressivste imperialistische Kräfte bezeichnet. Oder als diejenigen, denen die ganze Richtung nicht paßt.



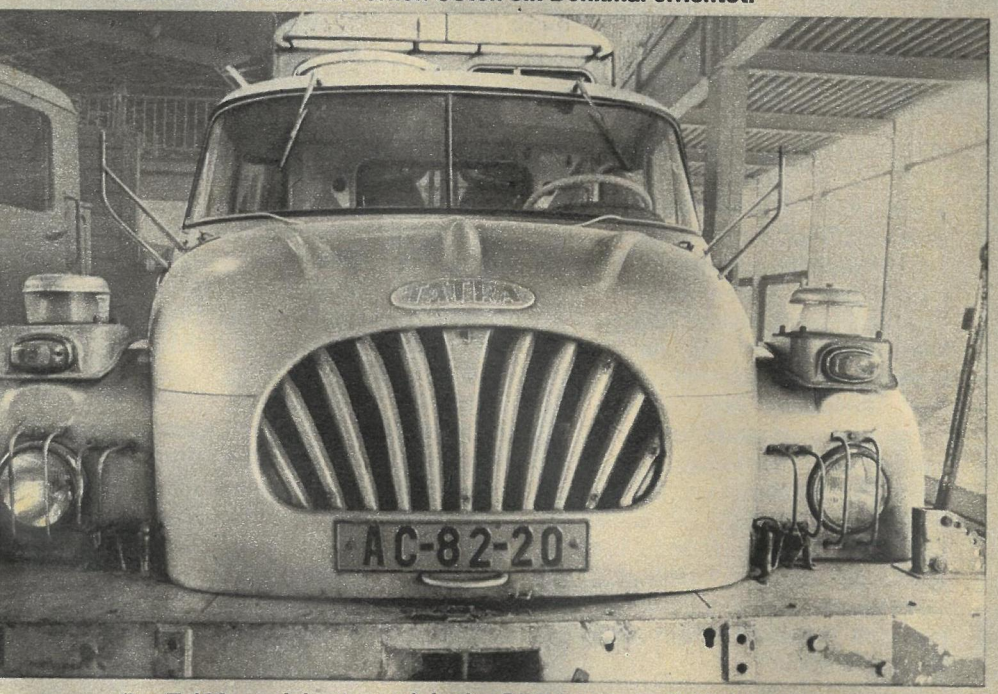
Der Dreitonner T-27 als Löschfahrzeug der Feuerwehr.

Die TATRA

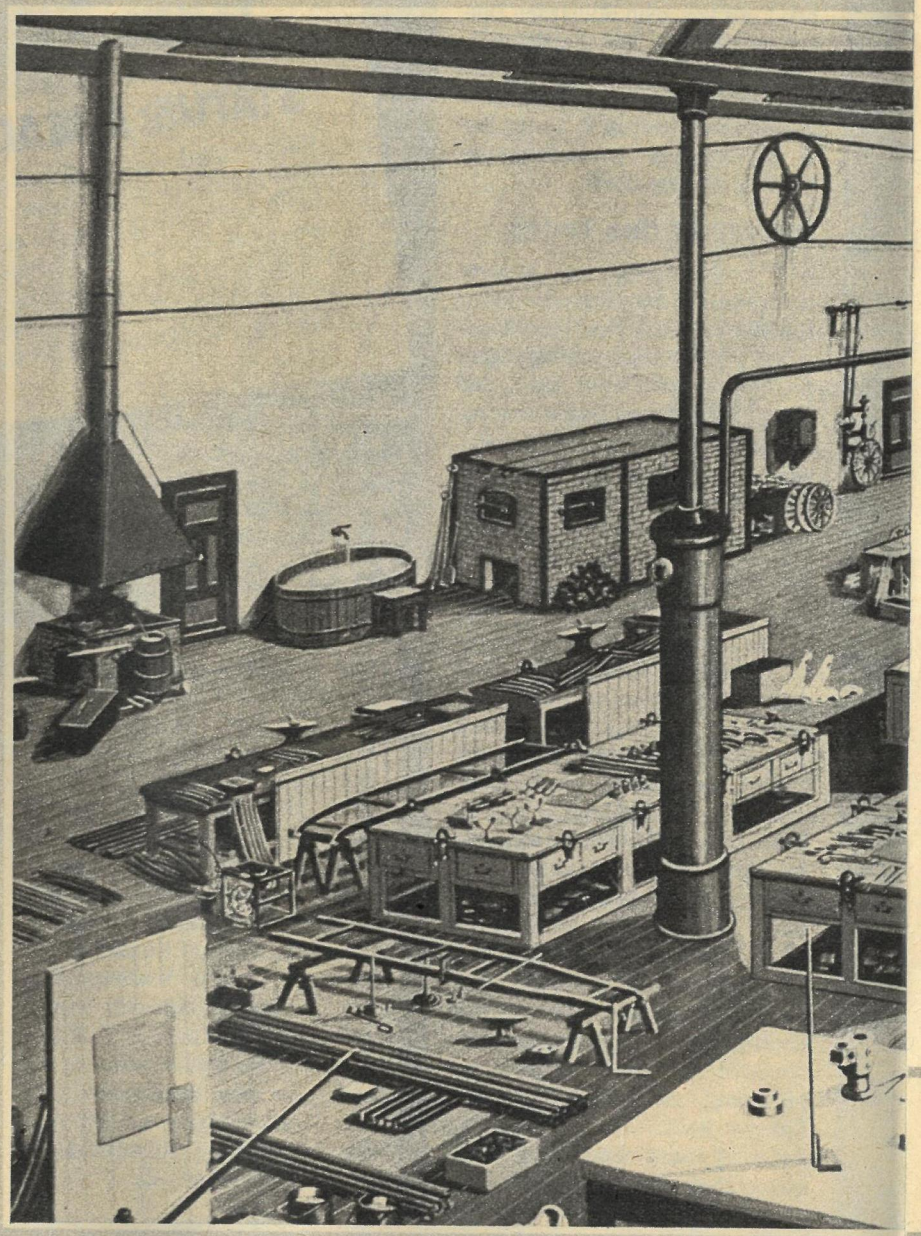
Es leben noch Leute in Kopřivnice (ČSSR), die sich vor vielen Jahren die Hände an den gußeisernen Säulen der unten abgebildeten Fabrikhalle (anno 1910) gewärmt haben. Die stützten nämlich nicht nur das Hallendach, sie waren innerlich auch als Heizung ausgelegt. Solch pfiffige technische Lösungen waren stets ein Wesenszug von TATRA Kopřivnice. Im Werks-Museum kann man auch nebenstehendes Gruppenfoto besehen: Die Familie Šustala, mit deren Wagenfabrik Mitte des vorigen Jahrhunderts alles begann. 1898 wurde dort der erste LKW gebaut; seit 1919 gibt es die Fabrikmarke TATRA. Sie vermittelte dem Automobilbau manchen Impuls. Diese progressive Linie führt gegenwärtig zum LKW T-815.



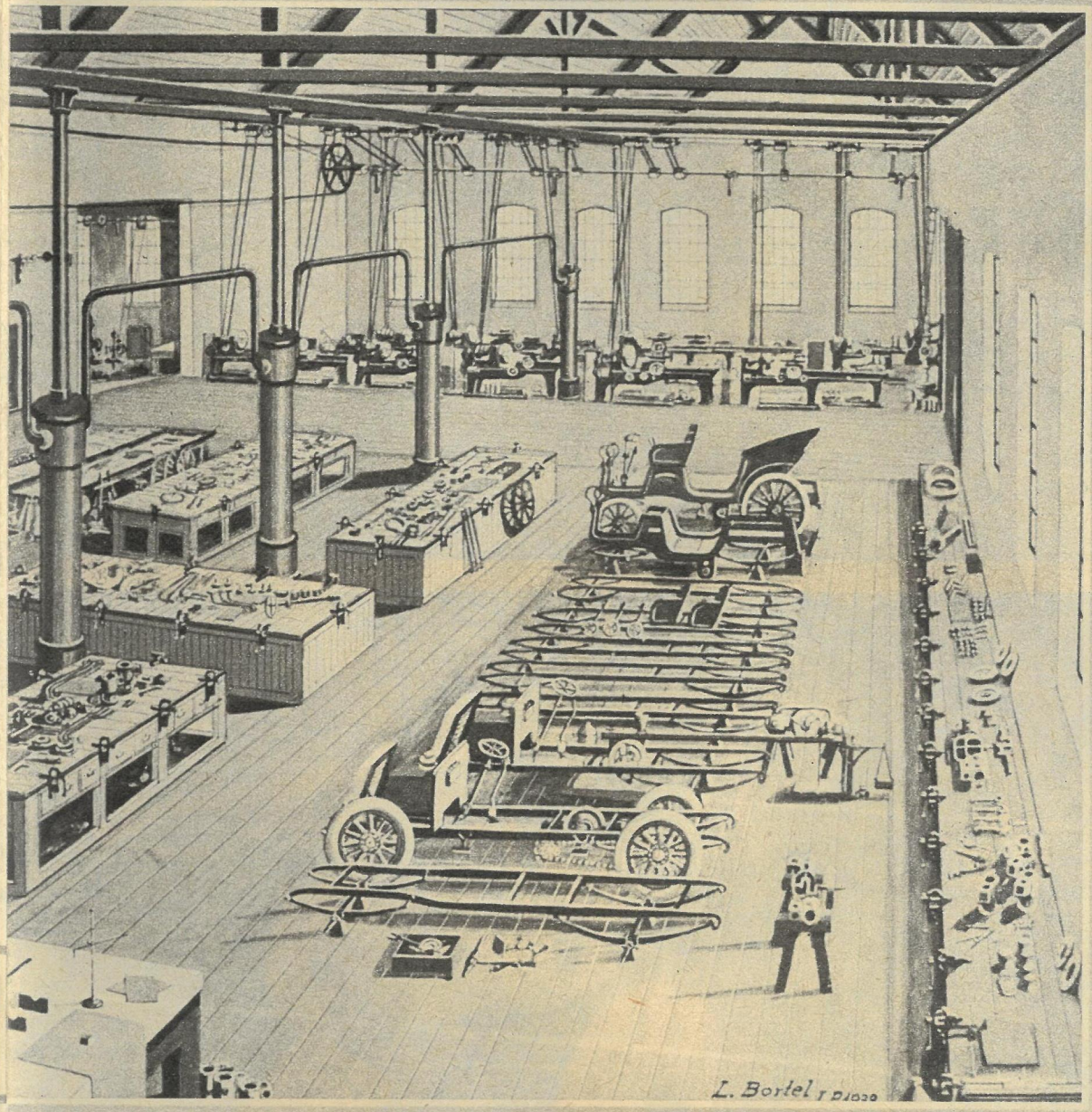
Dem T-111 wurde im Fernen Osten ein Denkmal errichtet.



Der T-138, noch heute auch in der DDR im unverwüstlichen Einsatz.



-Familie



Die Trasse von TATRA ist geradlinig, zuerst von pferdegezogenen Wagen aus der Werkstatt von Ignac Šustala befahren. 1897 mehrten sich die Pferdekräfte. Die aber trabten nicht mehr hufbeschlagen übers Straßenpflaster, sondern brachten, eingezwängt in einen Motorblock, knatternd und Benzingestank verbreitend, den Wagen ins Rollen. Dieses erste Auto tschechischer Produktion war eine „pferdelose Kalesche“ mit dem stolzen Namen „Präsident“. Schon 1898, vor neunzig Jahren also, war in Kopřivnice auch der Ur-TATRA-LKW fertig. 13,2 Pferdestärken leistete sein Motor, der unter der Ladefläche untergebracht war. Folglich ähnelte auch dieses Gefährt noch täuschend einem durch Geisterhand bewegten Pferdewagen. Der brachte es im ersten Gang auf 4,5 km/h, im zweiten auf 9 und im dritten auf 15 Kilometer in der Stunde. Beim nächsten LKW-Modell, 1901 gebaut, war der Motor – wie heute allgemein üblich – an die Front des Autos gerückt. Die vier Zylinder unter der Motorhaube entwickelten bereits 24 PS. Auch dieser LKW zeichnete sich – wie der Erstling – durch eine für jene Zeit vorbildliche Ökonomie aus.

Der naheliegende Name TATRA – der alpine Teil des Karpatengebirges stand Pate – erscheint 1919 auf einem Kühlergesicht aus Kopřivnice. Und auf dem Prager Autosalon von 1923 erregt er erstmals als TATRA 11 repräsentativ internationale Aufmerksamkeit. Dieser Wagen hat auch dadurch autohistorische Bedeutung, daß sein Rahmen nach dem Mittelrohr-Prinzip konstruiert wurde. Dieses Prinzip gilt seither für alle TATRA-Typen, bis in unsere Tage.

Es ist einmalig in der Welt, daß Nutzkraftwagen sozusagen um ein tragendes Mittelrohr herumgebaut werden, an dem die Räder einzeln an pendelnden Achsen hängen. Eine wirklich pfiffige TATRA-Idee. Milan Urban, Technischer Direktor von TATRA Kopřivnice, im Gespräch mit FREIE WELT: „Ein Konzept, dessen Überlegenheit um so deutlicher wird, je härter die Bedingungen sind. Schwierige und schwierigste Transportaufgaben in unwegsamem Gelände, vor allem dafür baut TATRA LKW.“

Die Einzelradaufhängung (ein von TATRA begründetes, heute besonders für PKW gültiges Konstruktionsprinzip), verbunden mit Allradantrieb, macht das Fahren sicherer und nicht selten überhaupt erst möglich. Keine andere technische Lösung für Fahrgestelle geht so auf Bodenunebenheiten ein wie diese. Auch im welligsten Gelände verlieren die Räder nie den Bodenkontakt.

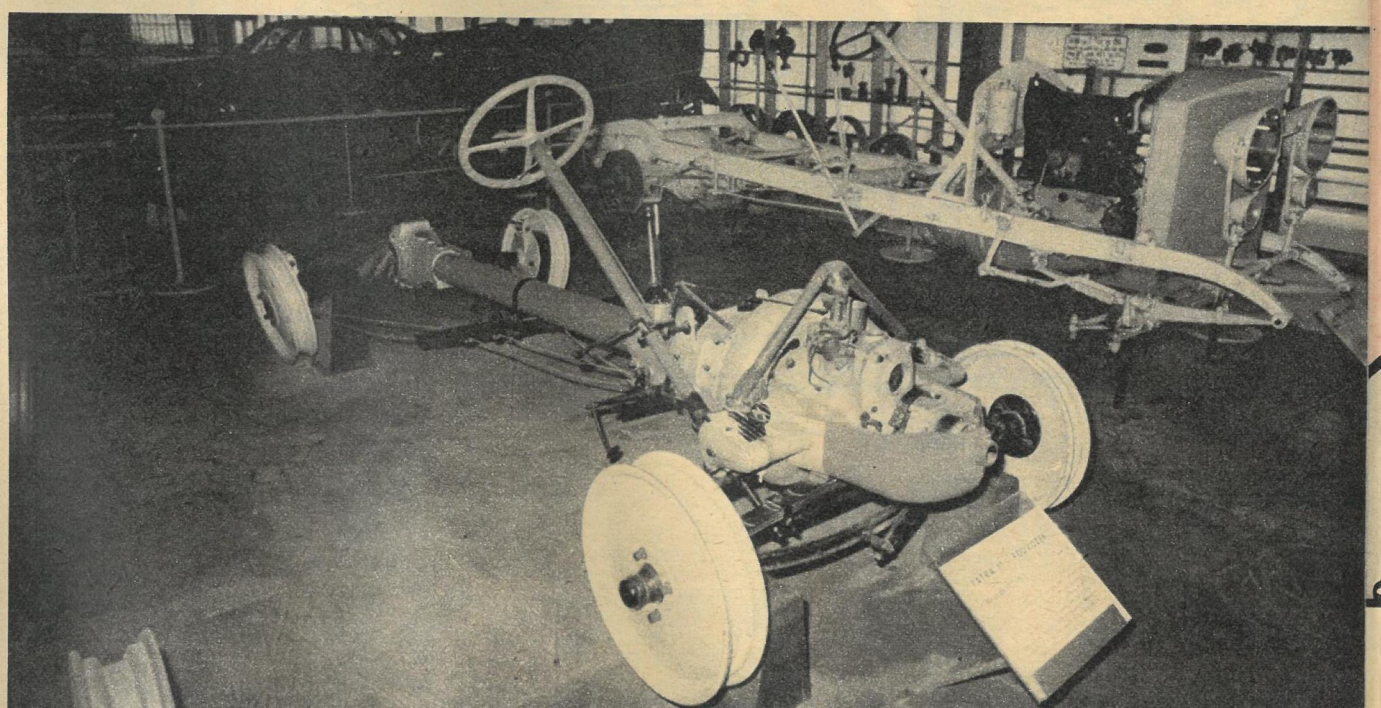
Mehrfach erfolgreiches Abschneiden bei der mörderischen Rallye Paris–Dakar – Direktor Urban nennt sie den schwierigsten Wettbewerb in der Welt – das verlangt gewiß nicht jeder als Nachweis dafür.

Die TATRA-Familie

Josef Brada mit seinem Testfahrzeug (Bild oben). Der T-815 mit Zehnganggetriebe und Viertakt-Achtzylinder-Dieselmotor leistet 170 kW (231 PS), mit zehn Zylindern 208 kW (282 PS), mit zwölf Zylindern 235 kW (319 PS).

Erstmals nach dem Mittelrohrrahmenprinzip konstruiert: Das Chassis des T-11 (Bild rechts).

An der mehrfach geteilten Frontscheibe gleich zu erkennen: die „Arktik"-Variante des T-815 (rechts außen).



Nach dem 2. Platz von 1986 bei diesem Rennen benutzen jetzt renommierte Firmen wie POUCHET (Frankreich) und TOYOTA (Japan) TATRA-Wagen für Rallyes als Service-Fahrzeuge.

Wenn sich aber eine Fabrikmarke jahrzehntelang im härtesten praktischen Fahreinsatz behauptet, den man sich denken kann, überzeugt das gewiß mehr als Rallye-Ergebnisse: auf den Baustellen des hohen Nordens und Fernen Ostens der Sowjetunion, auf Erdöl- und Erdgasfeldern. Wegeloses Terrain in sommers achstief aufgeweichten Sumpflandschaften und die grimmigen Fröste des sibirischen Winters bieten dort ganzjährig tägliche Zerreißproben, vor denen schon manche Weltfirma zurückschreckte und sich auf harmlosere Einsatz- und Absatzgebiete beschränkte.
Daß Autos, die das Oldtimer-Alter erreicht haben, zu beachtlichen Schaustücken werden, ist normal. Auch im Foyer der TATRA-Werke kann man sich Wartezeiten durch das Betrachten herrlicher Alt-Autos verkürzen. Aber daß Chauffeure einem bewährten Auto ein Denkmal errichten, ist wohl unüblich. Nicht zu Werbezwecken geschah das, dazu ist der Ort zu abgelegen, nein aus Dankbarkeit, als Anerkennung. Das legendäre Auto, dem solche Ehrung widerfuhr, ist der unverwüstliche Kipper T-111. Sein Denkmal steht in Birjulowsk, 700 Kilometer vom fernöstlichen Hafen Magadan entfernt am Ochotskischen Meer. Dieser Typ war fünfzehn Jahre, von 1945 bis 1960, produziert worden.

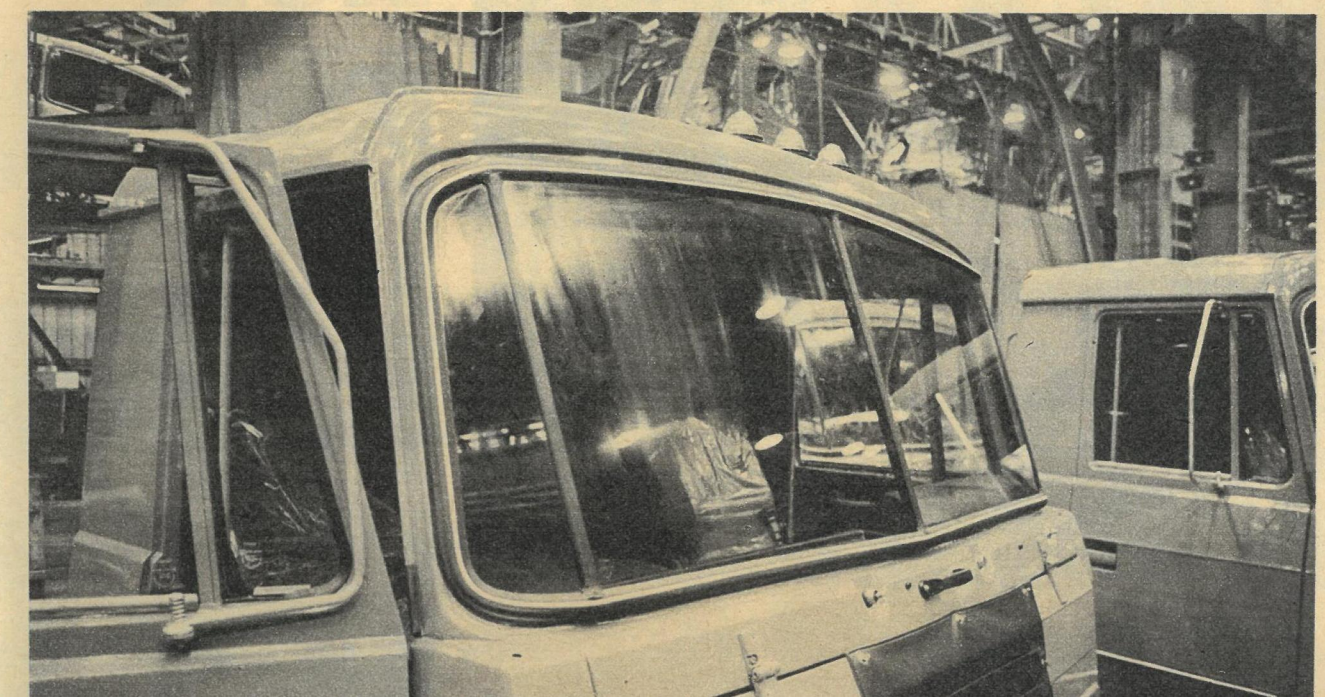
Einen nie geahnten Leistungsschub vermittelte der Aufbau des Sozialismus in unserem Nachbarland der Fabrikmarke TATRA. Besonders die nun weitsichtig, planmäßig mit den Bruderländern vereinbarten Exportleistungen trugen zu einer stabilen, stetigen Entwicklung bei. Die UdSSR war immer wichtigster Partner, nicht nur als Abnehmer von TATRA-Fahrzeugen, auch durch wissenschaftlich-technische Rückkopplung. Hinweise sowjetischer Kunden führten zu konstruktiven Verbesserungen, besonders bei Modifikationen von Fahrzeugen für den Einsatz unter extremen klimatischen und geographischen Bedingungen. Das gilt für die Typen T-111, T-138, T-148. Und damit führt die Entwicklungslinie von TATRA geradewegs zum T-815.
Den größten Aufschwung erlebte das Werk in Kopřivnice in den siebziger Jahren. Denn 1971 übernahm TATRA im Rahmen der RGW-Spezialisierungsabkommen die Aufgabe, schwere LKW über 12 Tonnen Tragfähigkeit mit luftgekühlten Motoren zu liefern. Der Sicherung dieses Anliegens dienten Mitte der siebziger Jahre umfangreiche Investitionsbauten. FREIE WELT hatte seinerzeit darüber berichtet, da ihr als erster ausländischer Zeitschrift die Möglichkeit eingeräumt wurde, den Prototyp des T-815 vorzustellen.
Milan Urban bei unserem diesjährigen Besuch: „Das ist gut, daß Sie den Anfang kennen. Da können Sie beurteilen, was sich seither getan hat. Eigentlich ist ein völlig neuer Großbetrieb entstanden. Ende 1982 waren die Voraussetzungen für unser neues anspruchsvolles LKW-Programm geschaffen. Die Serienfertigung des T-815 startete 1983. Ab Mai 1983 begann mit Lieferungen an die UdSSR der Export. Heute produziert Kopřivnice in jedem Jahr fünfzehntausend T-815, das entspricht der projektierten Kapazität."
Um das zu erreichen, war TATRA allein nicht stark genug. Ein großer Teil der benötigten Finanzen wurde von der Internationalen Investitionsbank des RGW bereitgestellt, der Rest von der ČSSR-Regierung. Ein Siebenmilliardenprojekt. Allein die Vergrößerung der Produktionskapazität rechtfertigte die Ausgaben: Vordem baute TATRA im Jahr nur sieben- bis achttausend vergleichbare schwere LKW.
Vorhaben zur Rationalisierung, wie der Einsatz von Robotern – vor allem bei der Massenherstellung von Einzelteilen, in der Lackiererei und beim Schweißen – bewirken, meint Genosse Urban, „daß wir im nächsten Fünfjahrplan jährlich 18 000 LKW schaffen. Damit decken wir dann immer noch nicht die Nachfrage. Aber schon heute liegen wir deutlich über den Stückzahlen anderer Firmen in dieser LKW-Klasse, wie MERCEDES mit 5000 und MAN mit 4000. Eine zusätzliche Bedarfsdeckung erreichen wir durch Lizenzvergabe bzw. neue Verkaufsformen. So liefern wir in die Volksrepublik China und nach Indien Einzelteile des T-815 zur Montage. Stufenweise entwickelt sich dort eine eigenständige Produktion."

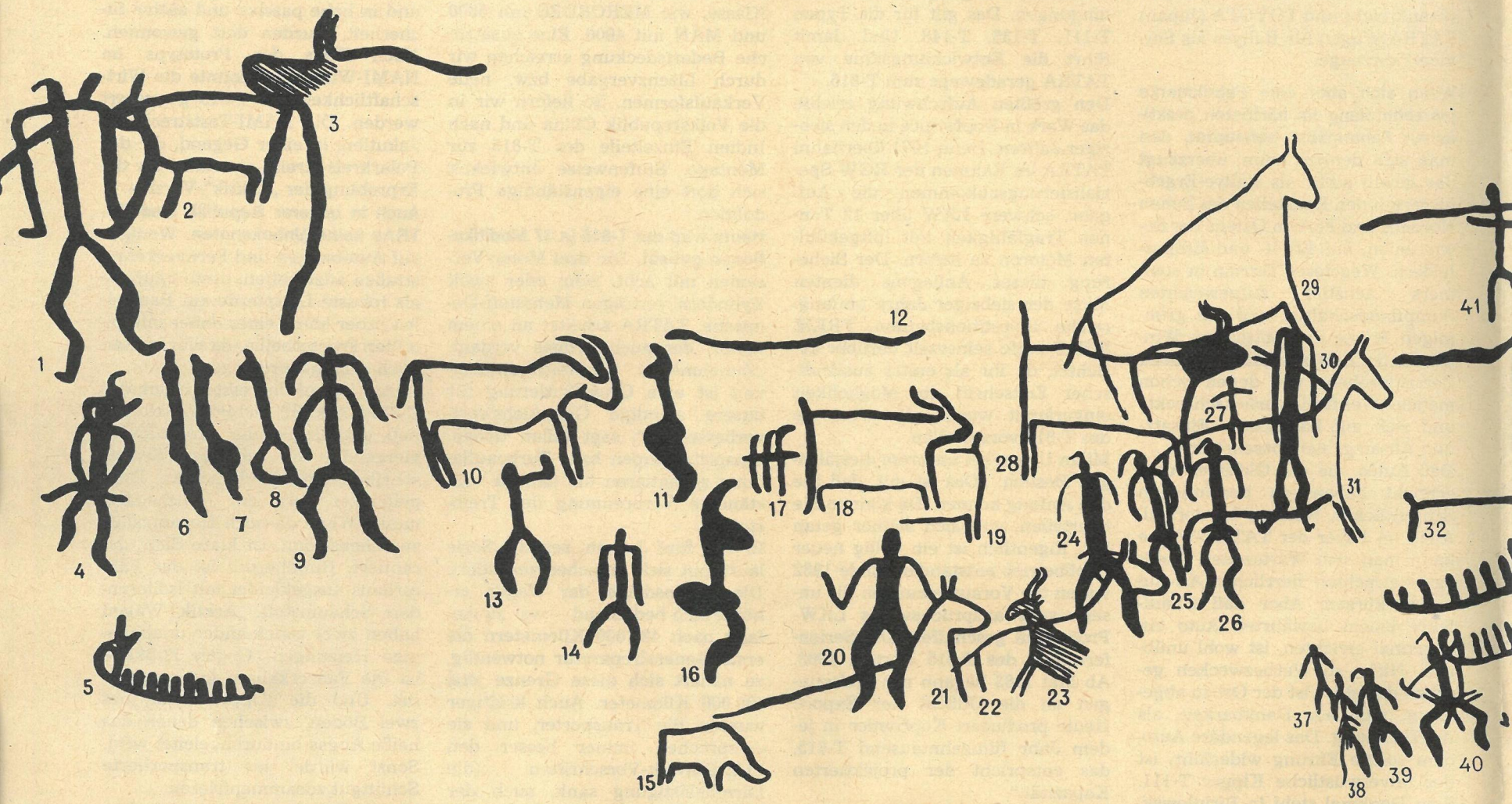
Heute wird der T-815 in 37 Modifikationen gebaut. Die drei Motor-Versionen mit acht, zehn oder zwölf Zylindern vertragen Mehrstoff-Gemische, TATRA arbeitet an einem Motor, der auch Erdgas verdaut. „Zunehmende Umweltfreundlichkeit ist eine Grundforderung für unsere ständige Gebrauchswertverbesserung", sagt Milan Urban. Einspritzpumpen bzw. Turboaufladung garantieren die nahezu vollständige Verbrennung der Treibstoffe.
In den fünf Jahren, seit die Serie läuft, hat sich manches verändert. Die Lebensdauer der Wagen erhöhte sich bedeutend – war zu Anfang nach 420 000 Kilometern die erste Generalreparatur notwendig, so nähert sich diese Grenze jetzt 500 000 Kilometer. Auch kräftiger wurden die Transporter, und sie entsprechen immer besser den ECE-Umwelt-Vorschriften (die Lärmbelästigung sank, auch der Schadstoffausstoß; das Bremsverhalten verbesserte sich entscheidend). Milan Urban nannte uns einen Innovationszyklus von zehn bis elf Jahren. Das heißt, 1994 etwa kommt ein neuer TATRA-LKW.
Auch in Kopřivnice baut man weiterhin auf die internationale Arbeitsteilung im RGW. Schwingungsdämpfer für den Motor z. B. liefert die DDR, auch die für solche Autos unerläßlichen Fahrtenschreiber. Aus der Ungarischen Volksrepublik kommen Öldruckmesser und Thermostate...
Besonders wertvoll war, bevor sich TATRA einen werkseigenen Versuchskurs schuf, die ständig gebotene Möglichkeit, das Polygon des sowjetischen Automobil-Forschungsinstituts NAMI für alle möglichen Erprobungen zu nutzen. Wichtige Erkenntnisse, die sich in hohe Fahrstabilität ummünzten und in hohe passive und aktive Sicherheit, wurden dort gewonnen. Nach Tests des Prototyps im NAMI-Windkanal konnte die Wirtschaftlichkeit des T-815 gesteigert werden. Die NAMI-Teststrecke in Jakutien, in einer Gegend, die der Polarkreis streift, war ideal für die Erprobung der „Arktik"-Version.

Auch in unserer Republik sind TATRAs keine Unbekannten. Weniger auf Autobahnen und Fernverkehrsstraßen anzutreffen, desto häufiger als robuste Lastpferde auf Baustellen. Aber käme einer daher mit geteilter Frontscheibe, da würde man doch stutzig werden...
Daran ist auf den ersten Blick der T-815 „Arktik" zu erkennen. Genau gezählt ist die Frontscheibe viergeteilt, die schmalen Seitenscheiben sind Verbundglas, Doppelfenster vorn zur Wärmedämmung. Wenn da noch Heizungsluft zwischenströmt, ist klare Sicht garantiert. Rundherum ist das Fahrerhaus ausgekleidet mit isolierendem Schaumstoff. „Arktik"-Wagen haben zwei voneinander unabhängige Heizungen. Gegen Fußkälte ist die Fahrerkabine gut gewappnet. Und die Kipper-Mulde hat zwei Böden, zwischen denen das heiße Abgas hindurchgeleitet wird. Sonst würde das transportierte Schüttgut zusammenfrieren.
Um ein Dieselauto unter arktischen Bedingungen zu starten, braucht es spezieller Voraussetzungen. Die bequemste wäre eine Wärmehalle. Da sich so etwas selten findet, darf der Anlasser des T-815 auch bei minus vierzig Grad nicht streiken. Man kann auch Rohre von Warmluftheizungen startvorbereitend in den Motorraum stecken. Bei minus fünfzig Grad aber, da muß der Motor ununterbrochen laufen, Tag und Nacht. Natürlich sind alle kälteempfindlichen Aggregate sorgsam umhüllt und die Gummiteile und Reifen von besonderer Art: Sonst würden sie bei strenger Kälte spröde und wegbrechen wie Glas.

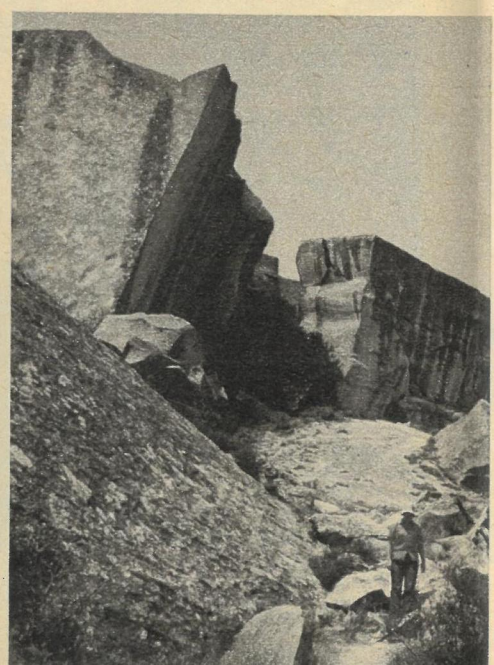
Josef Brada, Testfahrer beim Werk, nimmt uns mit auf eine Runde nach Štramberk. Wir kurven zunächst durch ein Laubengelände von Kopřivnice, ein richtiger Slalom, und doch schafft der Wagen spielend 60 Stundenkilometer. Und nicht nur das erinnert uns an eine PKW-Fahrt. Vor allem der nach neuesten ergometrischen Erkenntnissen körpergerecht konstruierte Sitz und das elegante Instrumentenbrett läßt diese Illusion entstehen.
„90 darf ich, aber er kann viel schneller", verrät Josef und schaltet spielerisch in seinem vollsynchronisierten Zehnganggetriebe herum. Auf einer Steigung, die nicht von Pappe ist, spüren wir die hohe Leistung bereits im unteren Drehzahlbereich des Motors. TATRA liegt gut auf seiner Trasse...

Klaus Hurrelmann (Text)
Peter Meißner (Fotos)





Rendezvous mit der Steinzeit



Gobustan mit den charakteristischen, flach hingestreckten Tafelbergen Bejukdasch und Kitschikdasch ist eine Landschaft am Kaspischen Meer. Kahl und öde liegt sie unter der sengenden Sonne. Ein Chaos von Steinblöcken, der Boden ausgedörrt und runzlig wie das Gesicht eines Greises. Alle Lebewesen scheinen diese Gegend zu meiden, nur da und dort huscht eine Eidechse von Schattenfleck zu Schattenfleck.

Vor zehn Jahrtausenden gediehen hier auf dem Territorium Aserbaidshans üppige Wälder, von den Felsen rauschten die Wasserfälle, im grasreichen Flachland wimmelte es von Auerochsen, Wildpferden und Halbeseln. Wolfsrudel hausten in den Sümpfen, durch die Savanne streifte der mächtige Löwe.

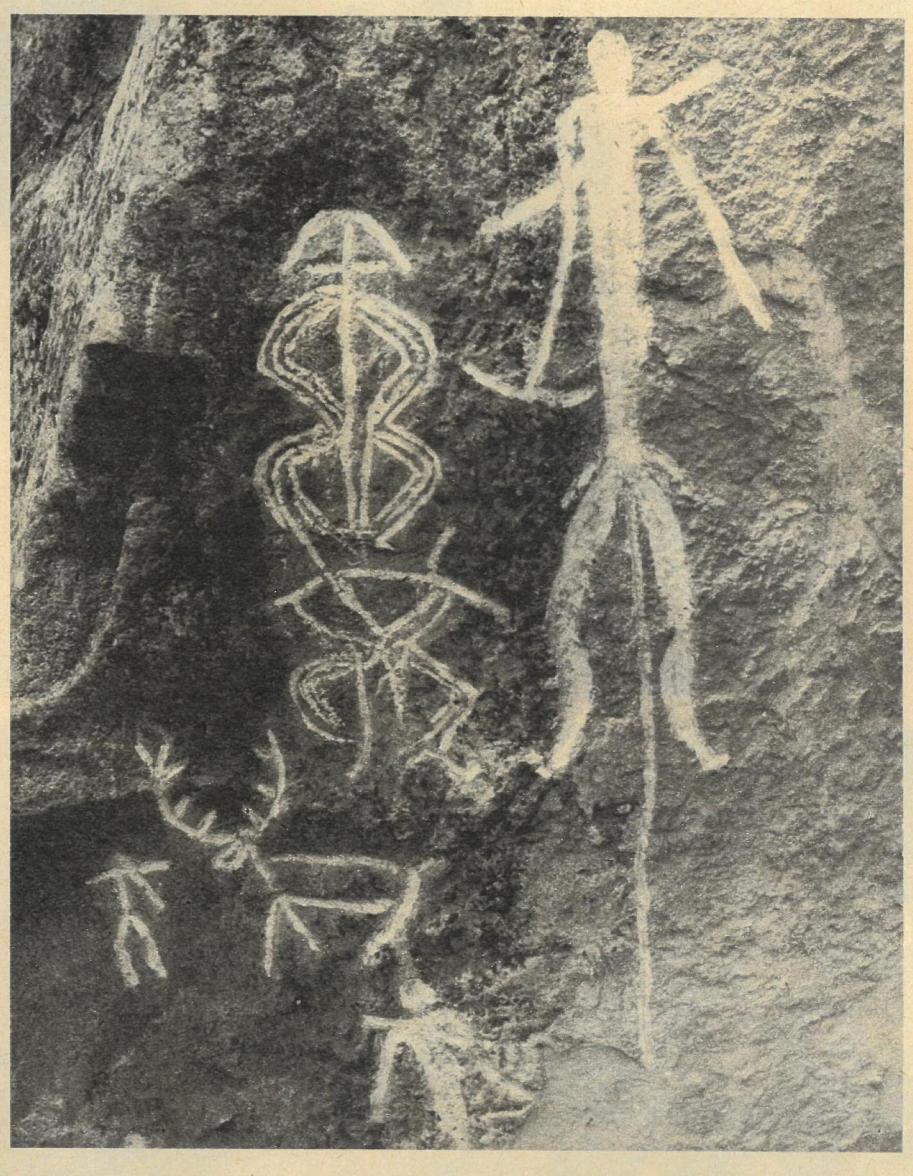
Der Mensch der mittleren Steinzeit fand einen gedeckten Tisch – sofern er sich von den wandelnden Fleischvorräten zu bedienen verstand... Zur Treiberkette formiert, jagte die Horde einen Trupp Huftiere über das Hochplateau. Auf der Flucht vor dem Feuerbrand der Fackeln, dem Lärm der Trommeln, dem gellenden Schrei der Jäger stürzte das Wild die Steilhänge hinab; am Fuß der Felswand brauchte man die begehrte Nahrung nur zu ernten. Kein Wunder, daß sich Familien, Sippen, Stämme dauerhaft ansiedelten in Höhlen und Klüften eines Erdenflecks, der ihnen als das Paradies gelten mußte.

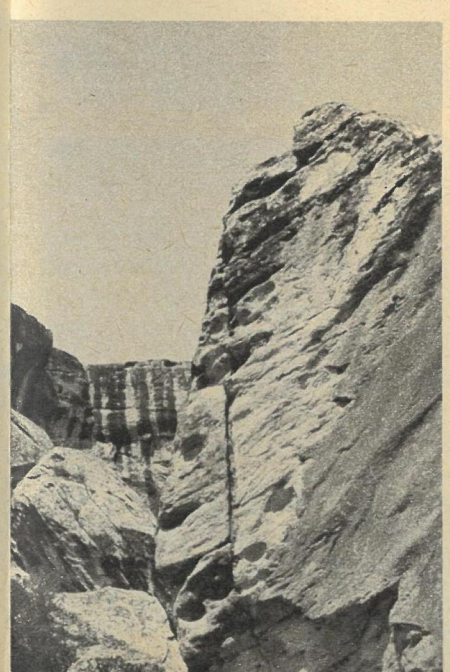
Frühe Künstler begannen bildliche Darstellungen in den Kalkstein zu ritzen, magische Beschwörung, ein Jagdzauber zunächst. Da steht in Gesellschaft eines Wildpferdes der massige Auerochs, die spitzen Hörner rauflustig erhoben. Männer mit Pfeil und Bogen treiben einen Hirsch, einen kapitalen Vielender, in die Enge.

Andere Szenen übermitteln einen „Report“ vom Leben der Urmenschen. Tänzer haben sich reihenweise aufgestellt, man faßt einander bei den Händen – macht es das flirrende Sonnenlicht, daß der Betrachter glaubt, die Beine regten sich im Rhythmus... Selbst poetische Gedanken werden uns übermittelt: In den Schoß einer Frau hat der vorgeschichtliche Grafiker eine Blume gepflanzt als Symbol der Mutterschaft.

Zu den Sehenswürdigkeiten gehört das „Steinerne Tamburin“, eine Felsplatte, die sich frei auf drei einzelne Sockelsteine stützt; mit geeignetem Klöppel angeschlagen, bringt das Gebilde weithin hallende Klangfolgen hervor. Es mag zu Tanz und Opferfest gerufen haben, einst im ersten Dämmern menschlicher Zivilisation.

Unersetzliches ging verloren, als geschäftstüchtige Unternehmer um 1880 begannen, das Bergmassiv als Steinbruch zu nutzen. Seit mehreren Jahrzehnten steht die gesamte Region unter Landschaftsschutz; Wissenschaftler registrierten 750 Felsblöcke mit Zeichnungen aus allen Epochen. Fotografisch festgehalten wurden mehr als 3500 Darstellungen, die frühesten etwa zehntausend Jahre alt. Vieles ist heute von Flechten überwuchert; man ginge achtlos daran vorüber.





Unsere Reproduktion (oben) stammt vom Block Nr. 33, einem Überhang, der vier bis fünf Menschen Obdach bieten konnte. Zu sehen sind Abbilder von Menschen, Tieren und Ruderbooten. Auffällig die in fetten Linien dargestellten Männer, einige mit Haarschöpfen, die an Kosaken erinnern. Ihre in den Knien deutlich eingeknickten Beine geben die Vorstellung von rituellem Tanz. Frauenfiguren erscheinen, stark betont, im Profil. Drei Stiere lassen sich als Auerochsen deuten, hinzu kommen große Antilopen sowie eine Gazelle (23). Besondere Bedeutung messen Archäologen der Darstellung 49 zu; es handelt sich um die älteste Zeichnung eines Ziegenbocks (Bezoarziege?) in vollem Lauf. Das Maschengebilde (48) mit dem „Jäger“ (47) in anschaulich aktiver Pose sollte vielleicht auf ein Fangnetz hinweisen.

Dr. Henry Lewenstein
(Text und Fotos)

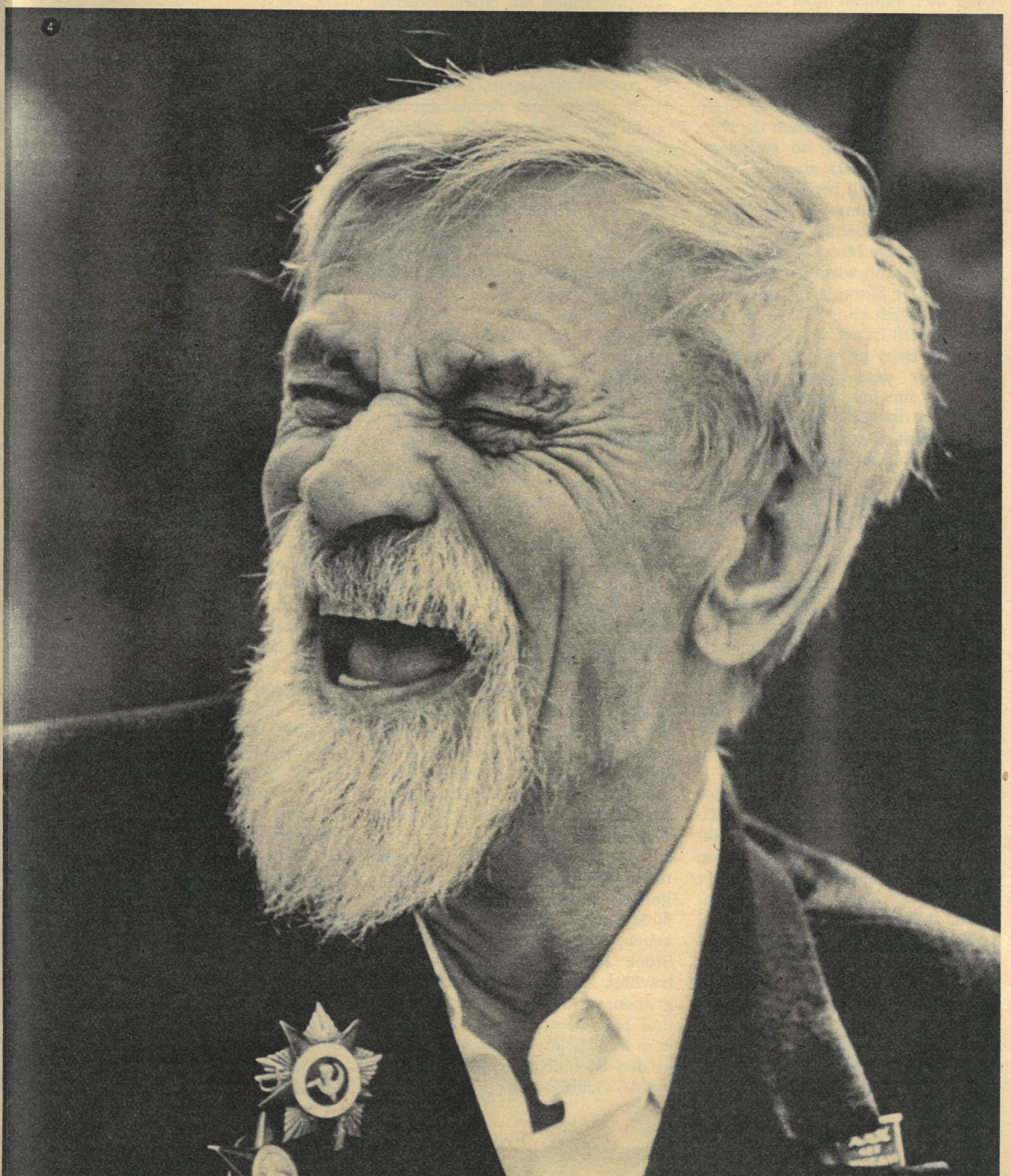
„Blende auf“ heißt es beim Moskauer Fotoklub „Projektor“:

Was kommt in die Galerie?

Ob jung oder alt, der Moskauer hält es mit dem Fotografieren. Kein Wunder also, daß es in der Stadt mehrere hundert Fotoklubs gibt. Einer der zehn bekanntesten ist „Projektor“ in Moskau-Ismailowo. Seinen Namen hat er von dem Klubhaus, in dem er residiert, und dieses wiederum vom Elektrogerätewerk, zu dem es gehört. Zwei Arbeitsräume, an den Wänden kaum noch Platz für weitere Fotos, auf Tischen und Schränken Vergrößerungen, Kontakte, Fotozeitschriften und Skizzen. Dazwischen Klubmit-

1

2



glieder beim Diskutieren. Alltag, zweimal wöchentlich, gleich nach Feierabend. Dmitri Schepelew, Schlosser bei „Serp i Molot“ und Leiter des Klubs, präsentiert einen Karton Vergrößerungen, den ein befreundeter Kiewer Fotoklub im Austausch zur Begutachtung geschickt hat. Sachliches Beurteilen, Abwägen. Dann die Entscheidung: Die Kiewer kommen in unsere Galerie. „Im oberen Foyer zeigen wir ständig Fotografien, alle paar Wochen wechselnd und stets von Interessenten umringt. (Die hier veröffentlichten Fotos gehörten dazu. Die Red.) Es soll deutlich werden, daß auch wir Amateure nicht einfach abbilden, sondern uns schöpferisch mit unserer Umwelt auseinandersetzen. Natürlich möglichst originell und anspruchsvoll.“ Heimfahrt mit Sascha, einem der jüngsten Klubmitglieder und heute ein bißchen traurig. Er wollte mir für diesen Beitrag unbedingt Bilder anbieten, mußte aber passen: Rohrbruch im privaten Laborkeller.

Volkmar Billeb

1 Dmitri Schepelew: Kraft

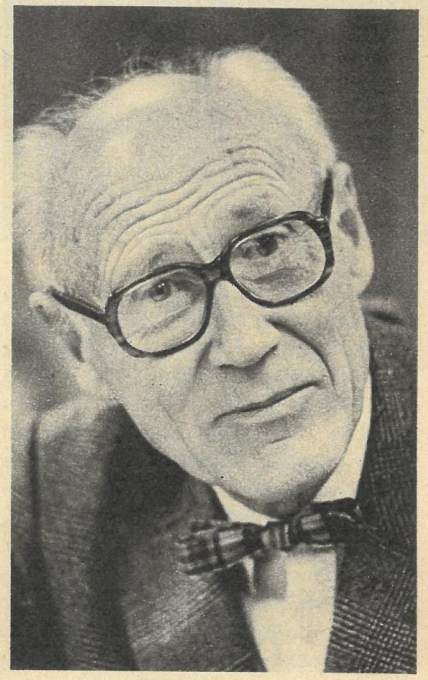
2 Jewgeni Saweljew: Freunde

3 Dmitri Schepelew: Metallurg

4 Jewgeni Saweljew: Veteran

FREIE WELT - Serie 3

Er ist nicht nur ein international bekannter Wissenschaftler, sondern auch ein gern gelesener Schriftsteller: Professor Werner Gilde, ehemaliger Direktor des Zentralinstituts für Schweißtechnik (ZIS) in Halle. Enge Verbindungen zur Sowjetunion führten ihn oft in die verschiedensten Gegenden der UdSSR, durch wissenschaftlich-



technische Beziehungen seines Instituts besuchte er Betriebe und Einrichtungen in anderen Ländern. Darüber berichtet Professor Gilde in seinem neuesten Buch „Der Große Buddha lächelt", aus dem FREIE WELT in einer mehrteiligen Folge mit Genehmigung des Mitteldeutschen Verlages Halle-Leipzig vorabdruckt.

Ende 1985 hatte Werner Gilde die Gelegenheit, mit seiner Frau eine Fahrt mit MS „Magdeburg" zu machen, die ihn auch nach China führte.

Im Dezember steht die Sonne noch südlich des Äquators, und in Kanton, das auf der Nordseite des Äquators liegt, ist die Temperatur noch erträglich. Sie gleicht einem warmen Sommertag zu Hause. Der Perlfluß ist hier etwa drei Kilometer breit, mit einzelnen Inseln. Die Inseln und das Festland tragen kleine Berge in Zuckerhutform.

Im gelben Wasser des Flusses ankern 30 bis 40 große Seeschiffe aller Nationen. Ihre Zahl wechselt täglich. Es kommen neue hinzu, und andere werden nach Whampoa gelotst. Die chinesischen Fischer liegen mit ihren Booten an flachen Stellen vor Anker. Jedes der weit über einhundert Boote hat einen bestimmten Bereich, wo die Netze bei Stillwasser ausgelegt werden. Sie müssen aufpassen, daß die sich drehenden Seeschiffe nicht in die Netze kommen.
Die Fischerboote sind mastlose Dschunken von etwa acht Metern Länge und zwei Metern Breite. Über dem offenen Boot sind halbkreisförmige Bambusspriegel angebracht. Darüber liegen Bastmatten, die vor Sonne und vielleicht auch vor Regen schützen. Die Familie lebt darunter. Wenn viermal in 24 Stunden Zeit zum Fischen ist, werden die Bastmatten so zurückgeschoben, daß Platz zum Arbeiten frei wird. Überall beginnen Dieselmotoren zu rumoren. Die Boote verteilen sich über die Bucht. Jedes hat nur wenige Meter Abstand zum nächsten. Dann wird der Motor abgestellt. Der Mann rudert langsam. Die Frau wirft ein endloses Grundnetz aus. Oft ist auf den Rücken der Frau ein Baby gebunden. Wenn sie sich über den Bootsrand neigt, sieht es für uns lebensgefährlich aus. Aber das Baby ist es gewöhnt, daß mitunter sein Kopf abwärts hängt. Es schläft ruhig weiter.

Nach einer Stunde, bevor die Ebbe- oder Flutströmung stark einsetzt, werden die Netze hochgeholt. Der Höhepunkt des Tages ist, wenn eine der wenigen dreimastigen Segeldschunken auftaucht. Es ist ein Bild aus vergangenen Tagen. Man sieht, die Boote werden auf Verschleiß gefahren. Ihre Körper sind ohne Farbe, und die Mattensegel sind zerfetzt. Aber wir freuen uns, Fahrzeuge zu sehen, die unsere Kinder nur noch aus Bildern kennen.
Anfang Januar kommt der Lotse und bringt uns nach Whampoa. Kilometerweit erstrecken sich die Hafenanlagen entlang des Perlflusses. Wir schauen den Fluß entlang. Die Fischerboote sind verschwunden. Dafür fahren Kähne mit Frachten, teils mit eigenem Motor, teils im Schlepp. Wir versuchen, sie zu zählen. Mühelos kommen wir auf über einhundert, die sich in unserem Blickfeld bewegen. Diese Schiffe sind aus Beton gegossen. Achtern ist ein Holzhaus für die Schiffsfamilie aufgestellt.

Das Land der Fahrräder

„In Whampoa gibt es nur einige Häuser. Ein langweiliges Dorf. Das haben wir vor einem Jahre bis zum Überdruß gesehen", erzählen uns die Besatzungsmitglieder.
Aber ein Jahr ist ein langer Zeitraum, wenn ein Einmilliarden-Volk etwas aufbauen will.
Whampoa ist eine brodelnde, sehr interessante Stadt geworden. Die chinesischen Städteplaner legten eine Hauptstraße als großes Dreieck mit etwa zwei Kilometer Seitenlänge an. In diesem Straßendreieck liegen die wenigen alten Häuser, die Viertel der vielen Neubauten, zwei Dörfer mit Lehmkasernen, Bananenhaine, Mandarinenplantagen, Gemüsebeete und Kanäle. Und dazwischen wimmelt es von Fußgängern und Radfahrern.
In einem Informationsblatt im Seemannsclub las ich, daß es 378 Millionen Räder in China geben soll. (Die DDR produziert jährlich etwa 650 000 Fahrräder.)
Was kann man mit einem Fahrrad alles machen, außer einfach darauf zu radeln? Wer kräftige Wadenmuskeln hat, kann zusätzlich zwei Personen mitnehmen. Die Bauern binden links und rechts am Gepäckträger große Körbe mit Gemüse fest, und auf dem Gepäckträger steht mindestens einen Meter hoch Korb Nummer 3.
Wer zufällig ein neues Sofa benötigt, radelt vor die Tore der Stadt, wo ein großes Lager mit Polstermöbeln am Straßenrand steht. Dort packt er ein großes Sofa auf den Gepäckträger, bindet es mit einer raffinierten Seilkonstruktion fest und schiebt das Rad zur Stadt zurück.
Chinesische Ingenieure bauen Atomreaktoren, Atombomben und Fernraketen. Es gibt große Werften, und in den Städten erheben sich Wolkenkratzer. Aber wir finden auch technische (und künstlerische) Details mit ganz besonderen Lösungen.
Solche künstlerischen Lösungen, die uns in Staunen versetzen, sehen wir, als wir eine Elfenbein- und eine Jadeschnitzerei besichtigen. Am bekanntesten sind die reich beschnitzten Kugeln mit großen runden Löchern, durch die man eine zweite mit Schnitzerei verzierte Kugel sehen kann, die sich frei in der ersten Kugel bewegt und durch deren runde Löcher man eine dritte Kugel usw. sieht. Je nach Größe des Elfenbein- oder Jadestückes bewegen sich vier, fünf oder sechs Kugeln ineinander.
In der Jadeschnitzerei (es wird nicht geschnitzt, sondern gebohrt, gesägt und gefräst) sitzen etwa 50 Menschen in einem Raum. Wir sehen, wie einer der Künstler ein Stück Jade von allen Seiten betrachtet. Er wendet den milchiggrünen, etwa kopfgroßen Stein hin und her. Dann skizziert er auf einem Papierblatt in einer Größe, die in den Steinbrocken paßt, die geplante Schnitzerei. Ihm schwebt, wie wir sehen, eine chinesische Göttin vor. Eine Ecke im Stein wird dabei noch nicht ausgenutzt. Geschickt läßt der Entwerfer das Haar der Göttin auswehen, bis auch diese Ecke mit in die Plastik kommt. Jade ist teuer, und alles muß ausgenutzt werden.
Die Skizze und der Steinbrocken wandern eine Arbeitsstation weiter. Dort sägt ein Mann mit einer Minikreissäge die großen Konturen des zukünftigen Bildes aus dem Block. Auf der zweiten Station ist das Sägeblatt noch kleiner, und kleine Ekken werden entfernt. Dann folgen mehrere Fräsvorgänge. Zwischendurch werden Löcher gebohrt. Es sieht sinnlos aus, wenn der Bohrer angesetzt wird. Aber wenn er herausgezogen wird, ist die Spalte zwischen Arm und Körper der Göttin plötzlich da. Alle Arbeiten erfolgen unter einem dünnen Wasserstrahl, um die Jade zu kühlen. Viele Stationen durchläuft der Stein. Die Zeichnung ist längst fleckig und verwischt, wenn die Göttin poliert und nochmals poliert wird und schließlich bei einem Kontrolleur landet. Der gibt die Statue, an der wir keinen Makel erkennen können, noch einige Male zurück. Erst wenn auch chinesische Augen keinen Fehler mehr sehen, kommt die Göttin in den Verkaufsraum und erhält ein Preisschild umgehängt. Die Zahl darauf ist vierstellig. Wenig, wenn man die Arbeit gesehen hat, viel, wenn man keine vierstelligen Scheine in der Brieftasche hat.

Karambolagen auf See

Die Besichtigung des Jadebetriebes war vom Seemannsclub organisiert. Im Programm standen weitere Sehenswürdigkeiten von Kanton. Mit Stolz wird uns der Kulturpark gezeigt. Unsere Matrosen gehen mit leichtem Widerwillen in den Park, „nur Blumen und Bäume". Doch auf einem kleinen See finden sie einen Bootsscooter-Verleih. Kleine Zweimannboote mit einem 2-PS-Außenborder. Die Boote sind mit einer Gummiwulst umgeben, und man darf sich gegenseitig rammen. Nach 40 Tagen Seefahrt endlich einmal Kapitän sein dürfen. Sofort sind alle Boote von der Besatzung des MS „Magdeburg" besetzt, und mit großer Freude verstoßen unsere sonst so zuverlässigen Wachmatrosen gegen alle Ausweichregeln. Die sorgfältig gehüteten Devisen werden mit Freuden ausgegeben, um einmal „richtig" Schiff zu fahren.
Mit Mühe sammelt unser Reiseleiter seine Schäfchen wieder zusammen. Er will uns noch einige Straßen der Altstadt und der Neustadt von Kanton zeigen. Der Bus fährt uns durch das Gewimmel der Radfahrer. Über den Bürgersteigen hängen vor jedem Haus die frisch gewaschenen Wäschestücke. Der Raum über dem Bürgersteig gehört niemandem, und die Hosen und Hemden hängen dort diebstahlsi-

Eine Göttin aus Jade

cher. An „Fahnenstangen“ wird das Zeug aus dem Fenster gehängt.
Unser Bus rollt vorsichtig durch eine Straße, in der sich die Buden der Fleischer befinden. Plötzlich wird es im Auto sehr still. Was dort neben uns liegt und hängt, sind ohne Zweifel abgehäutete Hunde. Der Kopf mit der langen Schnauze läßt keinen Zweifel zu.
Mit einem flauen Gefühl im Magen steigen wir aus, als der Bus vor einem Restaurant hält. Aber dort ist man auf weiße Touristen eingerichtet, und von den 15 Gängen sind alle hundefrei (hoffen wir!).

Die ehrwürdigen Bluffer

In Whampoa stürzen wir uns täglich mit neuem Interesse in das Menschengewimmel auf den Straßen. Entlang einem Hauptstraßenabschnitt stehen Bretterbuden, in denen man sich frisieren lassen kann oder Bilderrahmen kaufen oder Mandarinen (frisch vom Baum – herrlich!) erwerben kann. Mitten auf dem Gehweg sitzen Schusterfrauen (wir sahen nur Frauen in diesem Gewerbe) und nähen mit einer handbetriebenen Steppmaschine die Turnschuhe der Leute. Der oder die Schuhlose steht in Strümpfen daneben.
Dort, wo das Gedränge am allergrößten ist, sitzen die Uhrmacher. Vor ihrem Hocker steht ein winziger Tisch, gegen den Wind durch eine handhohe Umrandung abgeschirmt. Tausende eilen vorbei, niemand stößt den Uhrmacher an, der mit der Lupe im Auge arbeitet, während der Uhrbesitzer neben ihm wartet.

In den Dörfern, die von den neuen Stadtvierteln eingeschlossen werden, geht das Leben geruhsamer weiter als in der Stadt.
Auf einem Platz im Dorfe sitzen alte, ehrwürdige Männer um einen Tisch und spielen Karten. Wir schauen, höflich grüßend, über ihre Schultern. Sie sind erfreut über unser Interesse und spielen mit viel Würde weiter. Die würdigen alten Herren spielen einen ganz gemeinen Poker. Als ich das Wort ausspreche, nicken sie vergnügt. Aus irgendwelchen Gründen nimmt man (trotz aller gegenteiligen Erfahrung) immer wieder an, daß Dorfbewohner „unschuldiger“ leben als Großstädter. Diese alten Chinesen blufften nach allen Regeln der Pokerkunst wie geborene New-Yorker. Wenn einer von ihnen hereinfällt, kichern die übrigen vergnügt.
Nach einigen Tagen fühlen wir uns wie zu Hause. Wir haben uns an die Gerüche gewöhnt, an die vielen Menschen und an das Tropenklima.
Unsere „Magdeburg“ kommt immer weiter aus dem Wasser heraus, denn die Kräne holen bei Tag und Nacht Güter aus ihrem Rumpf, die wir von Rostock oder Antwerpen mitbrachten. Wir, als Passagiere, haben es natürlich nicht so eilig mit dem Entladen. Aber eines Morgens steht am Schwarzen Brett: Landgangende 16 Uhr. Wir laufen eine Abschiedsrunde durch Stadt und Hafen. Zum letzten Mal freuen sich die Wachposten, als wir kommen, und studieren pflichtgetreu unsere Paßnummern.

Das Leben der Fischer von Kanton und ihrer Familien spielt sich auf den Dschunken ab.

Wir verlassen die Tropen. Der Kurs geht Nord-Ost an der chinesischen Küste entlang. Stündlich wird es kälter. Wir haben nun Zeit, die chinesischen Zeitschriften in englischer Sprache zu lesen, die wir vom Seemannsclub erhielten. Die Auswahl der Themen ist interessant: Ist es günstiger, kleine und schnelle Leute in unserer Basketballmannschaft zu haben, oder müssen wir längere Spieler aufstellen? Wie ist es mit dem „eisernen Reistopf“, nach dem schlechten Mitarbeitern nicht gekündigt werden darf? (So geht es nicht weiter!). Ist die Geburtenregelung notwendig? (Ja, der Menschenzuwachs verzehrt den Zuwachs des Nationaleinkommens).

Karawanen im Dunkeln

Vor dem Hafen von Tientsin oder in neuer Schreibweise Tianjin kommen uns Eisschollen und schließlich Eisfelder entgegen. Das Eis ist, wie das Wasser, gelb und sieht unappetitlich aus. Aber es ist natürlich ein europäisches Vorurteil, daß Eis weiß aussehen muß.
Für den Aufenthalt im Hafen sind nur wenige Tage vorgesehen. Wir buchen schnell eine Autofahrt nach Peking (Beijing). Morgens um 5 Uhr steht der Wagen an der Gangway. Es herrscht klirrender Frost, doch weil es windstill ist, kann man schon – 15 °C vertragen. Der Wagen ist angenehm warm.
Wir fahren mit hoher Geschwindigkeit über die guten Straßen. Selten ist links oder rechts ein einsames Licht zu sehen. Dafür überholen wir öfter Fuhrwerke der Bauern, die zum Markt in die Stadt fahren (wie der Dolmetscher erklärt). Es sind zweirädrige Karren, hochbeladen, davor ein winziges Pferd oder ein Maultier. Immer sind es zehn bis zwanzig solcher Wagen, die hintereinander herfahren. Natürlich sind sie unbeleuchtet und tauchen immer erst im letzten Augenblick in unserem Scheinwerferlicht auf. Anfangs spähen wir vergebens nach den Kutschern. Schließlich entdecken wir sie. Sie liegen in ihre wattierten Mäntel gehüllt oben auf der Last und schlafen. Die Zugtiere kennen den Weg. Und Konfuzius verläßt einen Chinesen auch nicht im modernen Straßenverkehr. Als es dämmrig wird, tauchen von überall Radfahrer auf. Auch sie glauben, ohne Laterne und Rücklicht, fest an die Vorbestimmung des Schicksals. Wenn es zuschlägt, hilft auch ein Katzenauge nichts.
Zum Glück sind chinesische Kraftfahrer reaktionsschnell, und unser japanischer Wagen verfügt über gute Bremsen. Nach vier Stunden sind wir in Peking. Zuerst geht es natürlich zum Platz des Himmlischen Friedens. Als ich dem Dolmetscher die Stelle zeige, wo ich zu Mao Zedongs Zeiten zur Parade am Nationalfeiertag *auf* der Tribüne stand, zeigt er uns, wie auf dem Platz jeder Chinese *vor* der Tribüne seinen Platz angewiesen erhält. Jede der Platten, mit denen der Platz gepflastert ist, bietet Raum für einen Mann. Jede Platte ist nach Reihe und Spalte numeriert, so daß jedem, der zu einer Kundgebung auf den Platz geht, „seine Platte“ zugewiesen wird.
Inzwischen ist es in der Sonne wieder angenehm warm, denn Peking liegt auf dem Breitengrad von Italien, jedoch im Schatten ist es bitter kalt, denn Peking liegt im Bereich des sibirischen Festlandes. Bisher ist noch kein Schnee gefallen, obwohl wir bereits Ende Januar schreiben. Die Zeitungen warnen vor dem Klima und sagen eine Grippe- und Erkältungsepidemien voraus.
Unbeeindruckt von solchen Prophezeiungen besichtigen wir den Kaiserpalast und fahren dann zur Großen Mauer hinaus. Es ist erstaunlich, was alles geleistet werden kann, wenn einige Millionen Hände zugreifen. Gerade dieser Gedanke durchzieht auch heute das politische Leben. Immer wieder tauchen in den englischsprachigen Zeitschriften oder den Ausführungen des Dolmetschers für uns unvorstellbar große Zahlen auf.
Wir verlassen China mit der Überzeugung, daß unsere Maßstäbe für dieses Land ungeeignet sind und mit der von den Zeitungen vorausgesagten Erkältung.

– Ende –

Fotos: Billeb, Fiebig

Pirsch ohne Gewehr (4)

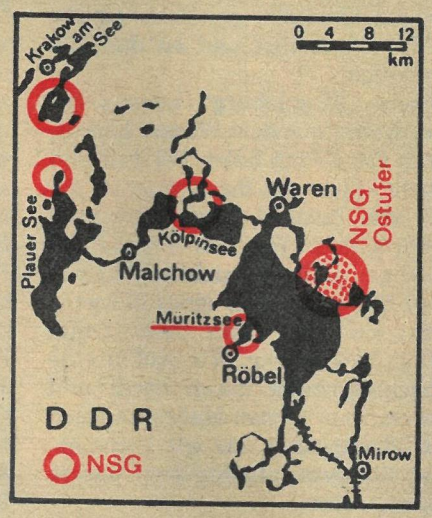
Frei we
Fjällrind

Es war ein Experiment, als zum Frühjahr 1969 der Berliner Tierpark begann, Waldwiesen am Ostufer der Müritz mit Hausrindern zu besetzen – Beispiel „biologischer Pflege" einer geschützten Landschaft. Wie hier auf der Wacholderheide sollen die Rasenflächen des Reservats durch ständige, dabei nicht intensive Beweidung von unerwünschtem Aufwuchs freigehalten werden. Das dient einerseits dem Überleben seltener Kleinpflanzen (wie Knabenkraut und Baltischer Enzian, Waldzwenke, Fettkraut und Sumpfreitgras); andererseits trägt gestutzter Rasen dazu bei, die Funktion des Gebietes als Brut- und Rastbereich verschiedener Vogelarten zu erhalten. Sowohl die Bodenbrüter unter den Singvögeln als auch rastende Kraniche und Gänse sind auf übersichtliche Standorte angewiesen, damit sich nicht im Schutz hoher Vegetation irgendwelche Freßfeinde gegen sie und ihren Nachwuchs anschleichen können.

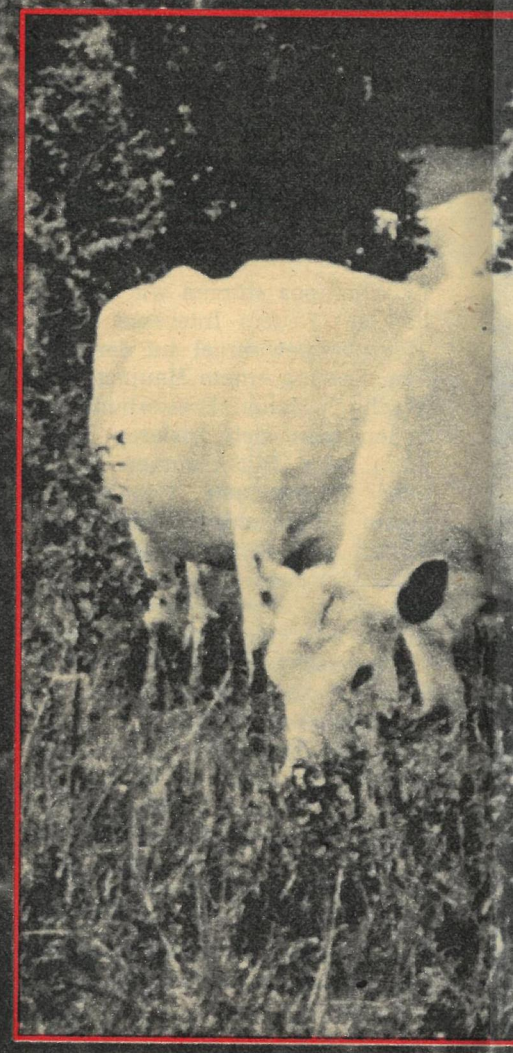
Die Rinderherde, deren Kopfzahl sich bei etwa 25 Exemplaren stabilisiert hat, beweidet im Jahresverlauf fast alle Flächen des Reviers; durchweg haben sich die Voraussetzungen für den Vogelschutz verbessert. So ging die Verlandung der bei Kranichen als Einstand beliebten Wasserlöcher deutlich zurück. Dabei sind Eingriffe des Menschen in das „Rinderparadies" unerläßlich. Je nach Saison gibt es eine mehr oder weniger reichliche Zufütterung, regelmäßig wird jedes Stück tierärztlich untersucht. Und: Einige Jungbullen, die durch Ausflüge zu den Färsen einer LPG Schaden stifteten, mußten sich sexual zurückstufen lassen ... Alles in allem eine erfolgreiche Probe biologischen Naturschutzes. Inzwischen lieferte der Tierpark eine Gruppe auerochsenähnlicher Rinder (Rückzüchtung des Erscheinungsbildes) nach den Niederlanden, wo sie in einer geschützten Marschlandschaft ebenso gute Dienste leistet.

Dipl.-Biologe Claus Pohle

Fotos: Klaus Rudloff, Karte: Gottfried Knoch

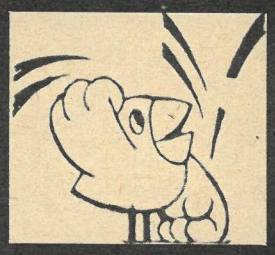


Zur Herde: Das skandinavische Fjällrind entstammt einer bewährten, gut durchgezüchteten Nutztierrasse, in der sich manche Vorzüge der Wildrinder erhalten haben. Die verhältnismäßig kleinwüchsigen Tiere (hier in der weißen Gebirgsform) sind genügsam im Futteranspruch, widerstandsfähig gegen Krankheiten und Witterungsunbilden. Unter den Verhältnissen der ganzjährigen Freihaltung erfolgen Geburten meist problemlos, Mutterkühe brauchen nicht nachgemolken zu werden, und die Bullen benehmen sich friedlich bei Begegnung mit dem Menschen.



eidende der

Naturschutzgebiet „Ostufer der Müritz“



Traum von

„I'm black and I'm proud" – „Ich bin schwarz, und ich bin stolz darauf", lautet das Credo der fünf singenden sympathischen Frauen aus Washington, die unter dem Namen „Sweet Honey in the Rock" in den USA längst landesweite Popularität genießen. Bernice Johnson Reagon, von Hause Historikerin, hatte die Gruppe 1973 an der „Black Repertory Theater Company" gegründet, zunächst, um seit Generationen überlieferte musikalische Formen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. „Die Menschen ändern sich, aber es gibt einen Sound, der immer derselbe bleibt, begründet auf den Traditionen der Gesänge schwarzer Frauen", meint Bernice. Und sie wollte auch die Zuhörer aus ihrer Gleichgültigkeit reißen, empfindet selbst ein unglaublich glückliches Gefühl, wenn die Musik anderer den eigenen Körper durchströmt und ihn in Bewegung versetzt...

Was sich vorerst nur verschwommen in dem auf ein altes Spiritual zurückgehenden Namen „Sweet Honey in the Rock" andeutete – der Traum von einem Land, das so reich ist, daß der Honig von den Steinen fließt – bekam klarere Konturen, als die Gruppe den krassen Gegensatz zwischen Armen und Reichen im eigenen Lande schärfer ins Auge faßte, zu ihrem Thema machte. „Während der Bürgerrechtsbewegung habe ich zum ersten Mal erfahren, wie man sich fühlt, wenn man einen Standpunkt vertritt, und jetzt glaube ich, daß erst dieses Engagement einen wirklichen Sänger ausmacht", sagt Bernice. So heißt es in einem ihrer Lieder „The Other Side" – „Die andere Seite": Wenn du reich bist und davor behütet lebst/wie die Dinge in der Welt sind/werden dann deine Träume zerschmettert/wenn die andere Seite Gehör findet.
Die Gruppe beteiligte sich an Konzerten für die Wilmington 10, für die SWAPO, sie solidarisierte sich mit der Frauenrechtsbewegung, trat in Veranstaltungen gegen den Ku-Klux-Klan und gegen die Rassendiskriminierung in aller Welt auf. Der Schritt zur Friedensbewegung war da nur noch klein. „Wer auf den Frieden hofft, kann nicht warten, bis er kommt", faßt Bernice diese Erkenntnis kurz zusammen. Poetisch umgesetzt in die Zeilen „Wenn du mich stolpern siehst/steh nicht abseits und schau zur Seite/hilf mir, Baby/ und gib deine Hände dem Kampf".
In anderen Songs werden Namen und Geschichten von Freiheitshelden und Märtyrern lebendig, gedenkt „Sweet Honey in the Rock" Joe Hills, Paul Robesons, Sacco und Vanzettis, der Rosenbergs, Martin Luther Kings, Salvadore Allendes und des südafrikanischen Studentenführers Steve Biko. In ihren Texten finden sie immer neue beziehungsreiche Bilder: „Die Hände der Unterdrückung sind die Hände des Hungers/Chiles Wasser fließen rot durch Soweto/die gleichen Hände – gleiche Wasser." Sie sangen in Kul-

turzentren, in Universitäten, in Klubs, Gefängnissen und Kirchen, sie unternahmen Tourneen durch Kanada und Japan, durch Länder Lateinamerikas, Afrikas und Asiens, waren Gäste auf internationalen Festivals.

Die ehemalige Jazz-Sängerin Evelyn Harris: „Ich hielt Ausschau nach Sweet Honey, ohne es zu wissen. Ich wollte singen, aber ich wollte auch etwas sagen. Sweet Honey ist für mich, für alle politische Arbeit."

Zu Beginn der achtziger Jahre verloren viele Mitstreiter der Friedensbewegung den Mut, fühlten sich machtlos. Dennoch, die jahrelangen Mühen hatten sich gelohnt, die gemeinsamen Anstrengungen von Politikern und von Millionen Menschen der verschiedensten Bewegungen. Der 8. Dezember 1987, dieser Tag, an dem Michail Gorbatschow und Ronald Reagan in Washington den Vertrag über die Beseitigung von nuklearen Mittelstreckenraketen unterzeichneten, gab der Friedensbewegung neue Impulse. Bernice Johnson Reagon sagt dazu, „ich dachte, die meisten von uns werden nicht mehr den großen Durchbruch erleben. Aber nun haben wir gesehen, wie eine schmale Tür geöffnet wurde."

Die farbige Schriftstellerin Alice Walker, Trägerin des vorjährigen Pulitzer-Preises, des wichtigsten amerikanischen Literaturpreises, nannte „Sweet Honey in the Rock" ihre Lieblingsgruppe, weil von unvergleichlicher Ausstrahlungskraft. Und Pete Seeger äußerte: „Sie sind wirklich große Künstler, ihre Lieder werden uns noch viele, viele Jahre begleiten."

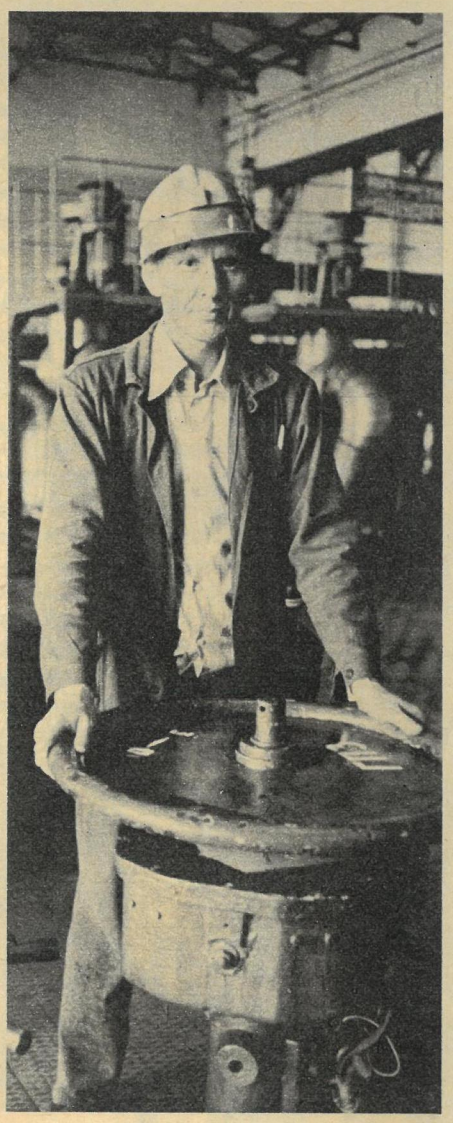
Bernice Johnson Reagon und Evelyn Harris, Ysaye Barnwell, Aisha Kahil, Clarice Johnson lieben es, in farbenprächtigen Gewändern aufzutreten, und sie begleiten ihre Lieder mit den verschiedensten Rhythmusinstrumenten. Ein klangvoller Sound, in den Elemente der Spirituals und Gospelsongs, des Soul, von Jazz, Rhythm and Blues und der Protestsongs einfließen. In ihrem Repertoire nehmen die A-cappella-Gesänge einstiger Negersklaven, die ihre Hoffnungen und ihr gedankliches Aufbegehren oft in biblische Motive kleideten, einen wichtigen Platz ein. Zu manchen der alten Melodien singen sie neue, aktuelle Texte. „Unsere Konzerte", sagt Bernice Johnson Reagon, „sollen ein Zwiegespräch mit den Zuhörern sein, wir fordern sie auf, mit uns zu singen, mit uns aktiv zu werden." Willkommen „Sweet Honey in the Rock" in Berlin, wo sie erstmals in diesen Tagen beim „18. Festival des politischen Liedes" mitwirken werden.

Wolfgang Schüler

Foto: Archiv

einem Land...

Technische Denkmale sind Erinnerungen an kühne Entwürfe, an Baumeister und Erfinder, die ihrer Zeit voraus in die Zukunft dachten. Das Moskauer Kraftwerk Nr. 1 am Rauschski-Ufer wurde zur Kaderschmiede der russischen Arbeiterklasse und hat sich unsere Aufmerksamkeit redlich verdient.



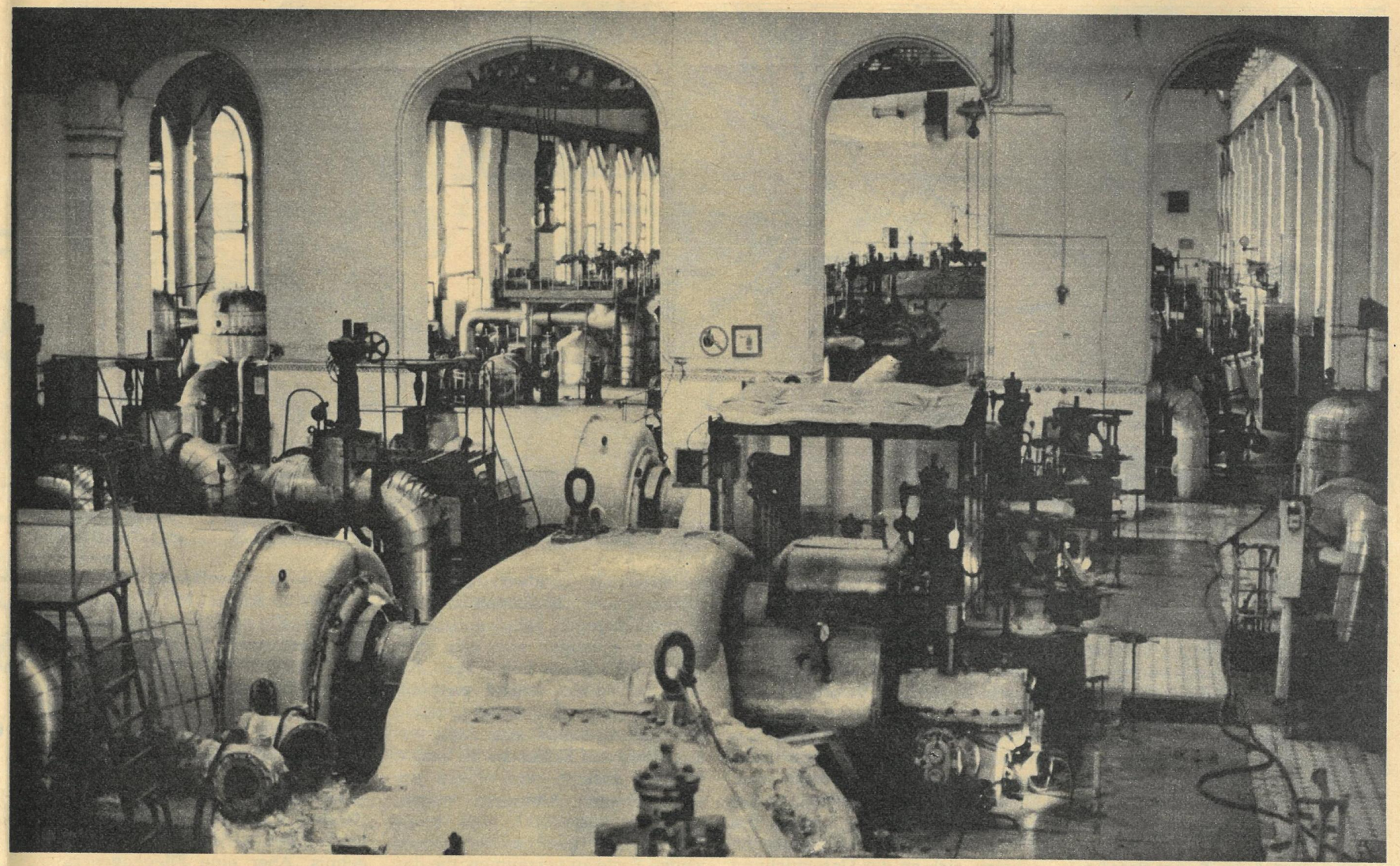
Der alte Dampfer vom Roten Platz

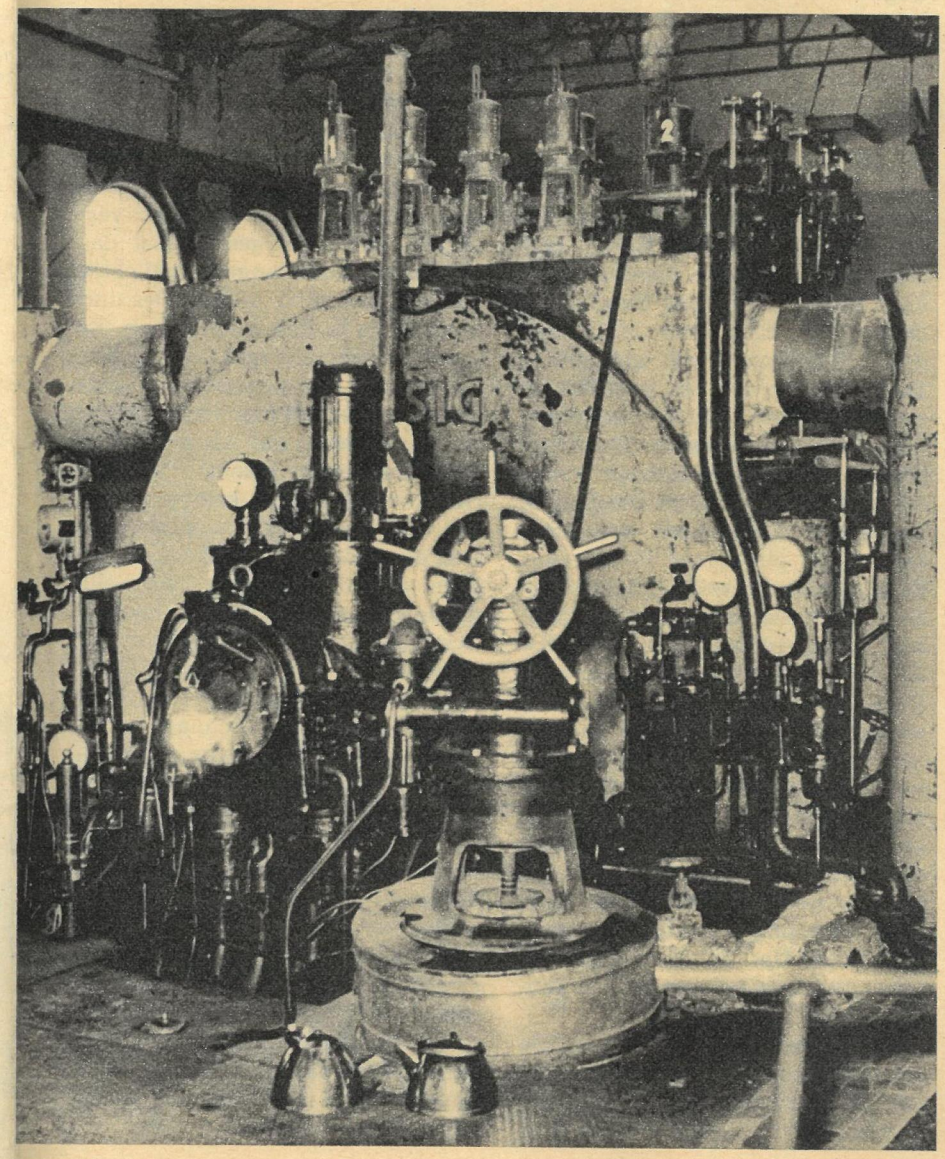
Da liegt dieser „alte Dampfer" schnaufend am Moskwa-Ufer, als hätte sich ein Hochseepott mitten in das Zentrum der Metropole verirrt, um hier auf seinem Altenteil „mit schöner Aussicht" festzumachen. Wenn das kleine rote Backsteingemäuer bei Frost aus seinen vier Schloten dicke Dampfwolken spuckt, fällt mir auch noch das ausgediente Ungeheuer aus einer der skurrilen Geschichten Nina Katerlis ein, daß sich in eine kommunale Gemeinschaftswohnung verirrt hatte und sich nun verzweifelt abmühte, recht fürchterlich zu sein. Es hatte keine Chance gegen die Ignoranz der Bewohner, die viel zu sehr mit ihrem Alltagskram beschäftigt waren. Zum guten Schluß fielen einige dann doch noch in Ohnmacht – sie hatten das gute alte Untier ins Herz geschlossen und mochten es nicht weiter kränken. Es gelingt mir, diesen Energieveteranen im Herzen Moskaus mit ähnlicher Milde zu betrachten, seit ich weiß, daß auf der einen Seite umweltfreundliches Erdgas hinein- und auf der anderen Seite Wärme und gar nicht so fürcherlicher, filtergereinigter Wasserdampf wieder hinausgelangen. Und immerhin heizt er, allen regelmäßig wiederkehrenden Anfechtungen zum Trotz, wacker und zuverlässig das Moskauer Zentrum mit Kreml. Seine Anhänger, die es immer wieder vor den Abbruchlisten retteten, verehren das Kraftwerk Nr. 1 als Verkörperung der Geschichte der revolutionären Bewegung und der technischen Entwicklung der Stadt. Das Projekt, Moskauer Straßen durch elektrische Laternen zu beleuchten, spukte schon seit 1862 in den Köpfen der Stadtväter. Die seit zwanzig Jahren existierenden 220 Hanföl-, Spiritus- und Petroleumfunzeln gaben der Stadt nur einen dürftigen Schimmer, zumal die Laternenanzünder die Brennstoffe gerne zweckentfremdeten.

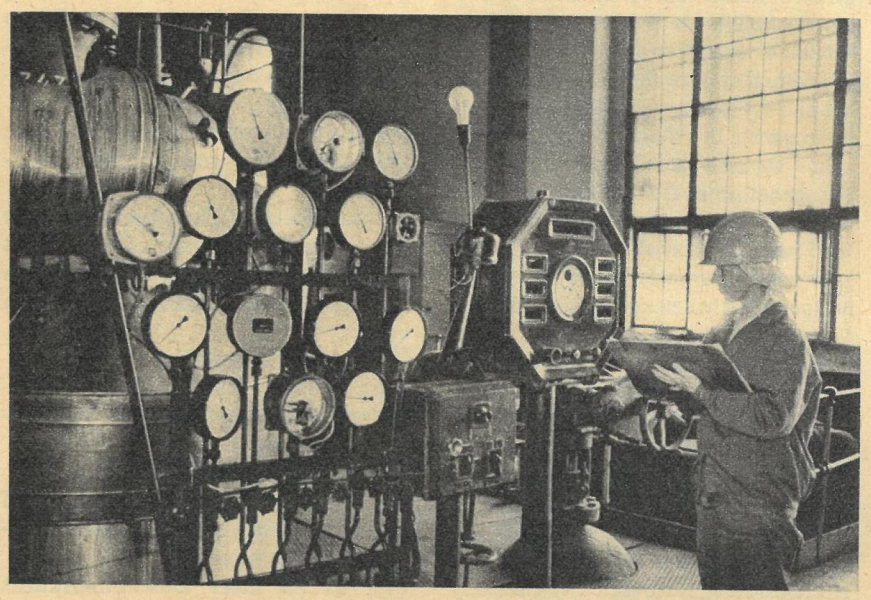
Um 1880 begann dann das Wettrennen um den lukrativen Auftrag, Moskau unter Strom zu setzen. „Bonquiet und Goldschmidt", ein Herr Kleiter und die Genossenschaft „Elektrotechnik" verschluckten sich nacheinander an diesem großen Happen und wurden zur Konventionalstrafkasse gebeten. Nur, die Krönung Alexander III. ließ sich nicht verschieben! Koste es, was es wolle – der Rote Platz, die Erlöserkathedrale und der Twerskoi Boulevard mußten illuminiert sein! In ihrer Not griff die Duma zum Vorschlag des russischen Elektrotechnikers Rebikow, der mit 32 neuen Siemenslampen und drei kompletten Dynamos dem Zaren über seine Krönungsroute heimleuchten wollte. Nach drei Monaten Tag- und Nachtarbeit war alles fertig – der Effekt überwältigend. Die „Steinbrücke" am Kreml und die Erlöserkathedrale spiegelten sich in der Moskwa. Der Rote Platz, der Alexandergarten waren mit Lichtergirlanden geschmückt. Die Schaulustigen waren auf ihre Kosten gekommen, und der Zar war auch zufrieden. Noch im selben Jahr 1883 wurde in Moskau mit „Siemens und Halske" eine Aktiengesellschaft gegründet, die mit solidem Kapital die Elektrifizierung Petersburgs und Moskaus vorantrieb. Ein Punkt des Vertrages lautete: „Jeder, der es wünscht, kann für 5 Kopeken je Hektowatt eine elektrische Lampe in seiner Wohnung besitzen!" Das bedeutete, daß sich die Gesellschaft verpflichtete, alle Bezirke Moskaus zu elektrifizieren. Am 14. Juli 1896 wurde der Grundstein zum 1. Moskauer Kraftwerk am Rauschski-Ufer gelegt, nachdem einige kleine Dampfmaschinen nicht mehr ausreichten. Fachleute waren natürlich rar. Es ist dem herausragenden Organisationstalent und der Präzision des Armeeingenieurs Smirnow zu verdanken, daß das Kraftwerk im Dezember 1897 an den ersten Direktor, den Ingenieur und Wissenschaftler Robert Klasson übergeben wurde. Nach dem ursprünglichen Projekt sollten in der Station 12 1000-PS-Dampfmaschinen installiert werden. 1903, 10 waren bereits aufgestellt, beschloß die Leitung, Turbinen des englischen Systems „Brown-Boveri-Pearsons" einzukaufen, zwei Megawatt stark mit 15 500 Pferdestärken – kompakt, billig und leistungsfähig. Das zog wieder Rekonstruktion und Erweiterung nach sich und nicht nur lauter weitere Maschinen und Apparaturen, denen man heute liebevoll die Flanken streicheln möchte, sondern auch eine hochqualifizierte Arbeiterklasse. Direktor Klasson stellte im vollen Bewußtsein des Sachverhaltes Revolutionäre wie Krshishanowski, einen Kampfgefährten Lenins, Krassin, Allilujew und Smidowitsch ein. Die bürgerliche Flanke wurde auch aufgefrischt, durch Fabrikantensöhne, die sich im 1. Weltkrieg vor dem Fronteinsatz zu drücken suchten. Den Hof fegte immerhin der Sohn des größten Konditoreiwarenfabrikanten. Vieles läßt sich erzählen über Höhen und Tiefen der Geschichte, Naturkatastrophen, das nie verlöschende Licht während der Verteidigung Moskaus – all das wurde mit großem Enthusiasmus auf 261 Buchseiten vor 20 Jahren für den Gewerkschaftsverlag zusammengetragen und wäre gewiß lesenswert auch heute für den, der meint, einen hauptstädtischen Anachronismus vor Augen zu haben. Schichtleiter Wladimir Jentschenko und Maschinistin Soja Masurok machen jedenfalls den Eindruck, als wären sie diesem alten, sich redlich mühenden Ungeheuer durchaus liebevoll zugetan, auch wenn es dröhnt und Hitze faucht. Wladimir Jentschenko spielt für uns dann auch Kapitän.

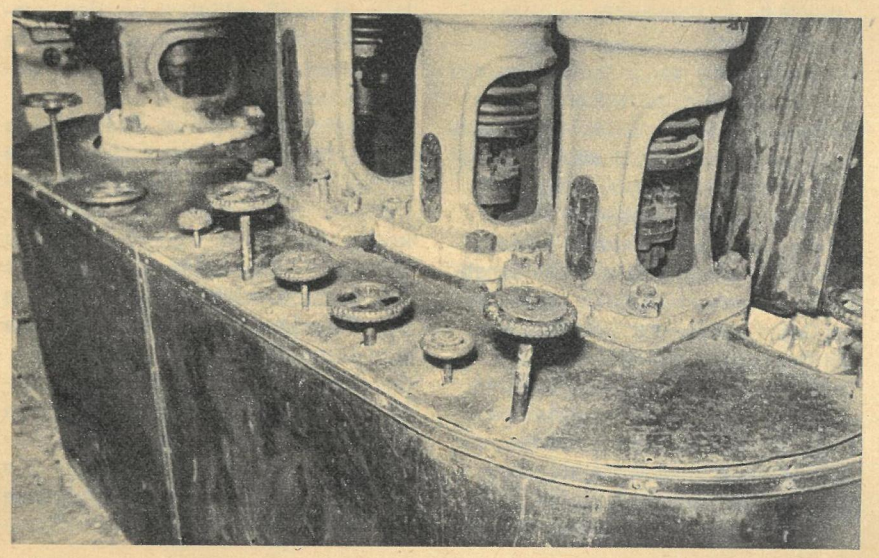
Lisa Klutschewskaja

Fotos: Volkmar Billeb, Alfred Paszkowiak (1)









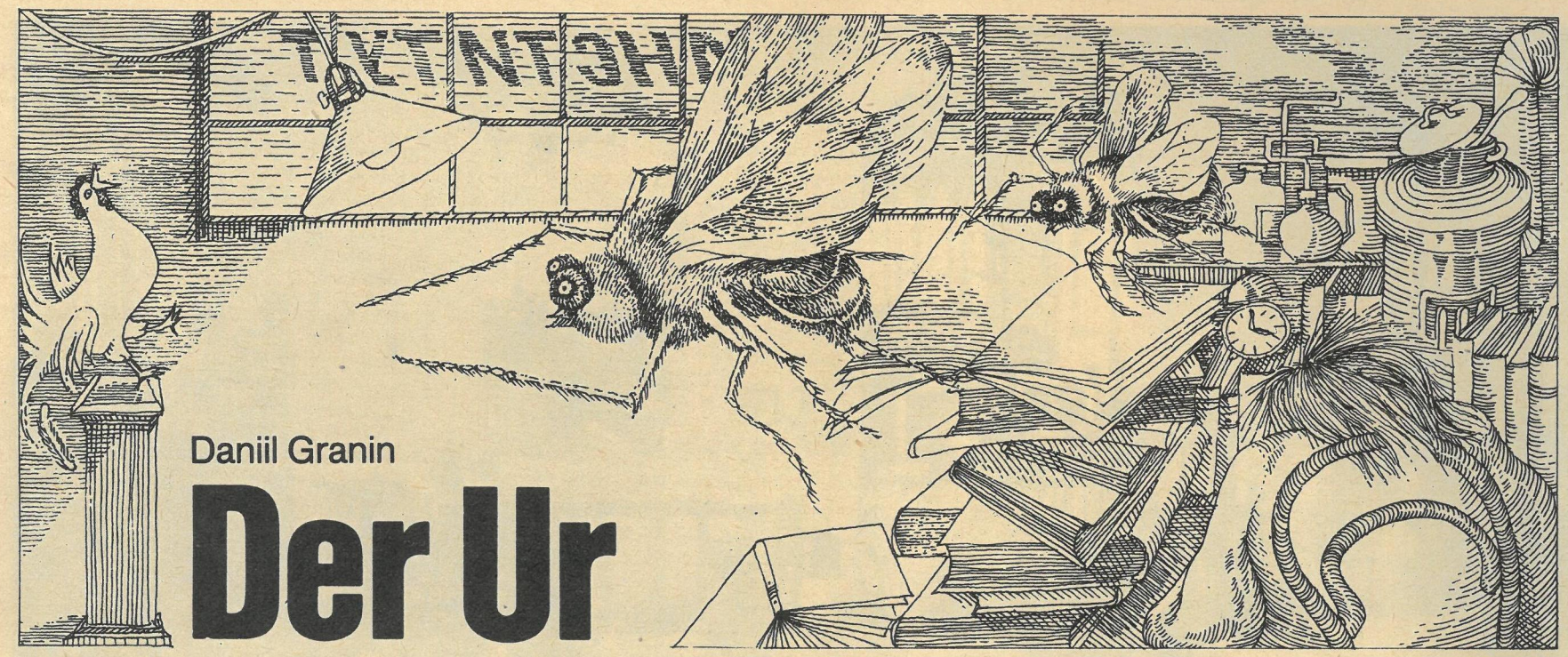


Illustration: Heinz Klemrath

Daniil Granin

Der Ur

„Er war tatsächlich und in vielerlei Hinsicht ein ‚Ur', ein Repräsentant einer leider aussterbenden Gattung", sagte mir Daniil Granin über seinen „Helden" – Nikolai („Koljuscha") Timofejew-Ressowski, einen weltberühmten sowjetischen Genetiker. Von Genetik braucht man nichts zu verstehen, um das Buch zu lesen; dafür begreift man, aus welchem Holz ein Mensch geschnitzt sein mußte, der unter phantastischen, tragischen, paradoxen Umständen die Wissenschaft nachhaltig bereichert hat. Zugleich eröffnet dieser „Roman eines Lebens" verblüffende Sichten auf die Wirklichkeit eines halben Jahrhunderts.
Er mußte fast gezwungen werden, 1925 mit einem Forschungsauftrag nach Berlin zu gehen. Die Weigerung zur Rückkehr – als Lyssenkos Karriere und Macht der sowjetischen Genetik und den Genetikern zum Verhängnis wurde – führte 1945, nachdem sowjetische Truppen, auch von „Ur" erwartet, Berlin befreit hatten, zunächst zu seiner Festnahme.
Dennoch, unter ungewöhnlichen neuen Bedingungen, stürzte er sich wieder in die wissenschaftliche Arbeit – mit Ergebnissen von außerordentlichem theoretischen und praktischen Wert.
Granins Buch wird in der Sowjetunion leidenschaftlich diskutiert. Unzählige Freunde ruft sein „Ur" auf den Plan – nach dem Urteil des Autors auch darum ein „einzigartiger Mensch", weil er ein „Gefühl für die Kontinuität, die Verbundenheit mit früheren Generationen" vermittelt. Dort wie hier, in der DDR, werden aber auch Fragen laut, wie er denn als Sowjetbürger im faschistischen Deutschland – mochte sein Sohn als Antifaschist im KZ umgekommen sein – derart frei von Verstrickungen geblieben sein konnte. Um so bemerkenswerter, daß Professor Hans Stubbe, als DDR-Genetiker seinerseits international angesehen, auf Grund persönlicher Bekanntschaft mit Timofejew-Ressowski schon seit 1929, in seinem Nachwort zur DDR-Ausgabe zusätzlich darauf antwortet. Das Buch „Sie nannten ihn Ur", dem dieser Auszug entnommen wurde, erscheint Ende 1988 im Verlag Volk und Welt.

Leonhard Kossuth

1925 bat Oskar Vogt den Volkskommissar für Gesundheitswesen Semaschko, ihm einen jungen russischen Genetiker für eine neue Abteilung für Genetik und Biophysik an seinem Berliner Institut zu empfehlen.
Professor Vogt war Direktor des Berliner Hirnforschungsinstituts. Er war zu Konsultationen nach Moskau eingeladen worden, als Lenin erkrankte. Nach Lenins Tod 1924 hatte die Sowjetregierung ihn gebeten, sich an der Untersuchung von Lenins Gehirn zu beteiligen und bei der Gründung eines Hirnforschungsinstituts in Rußland behilflich zu sein.
Semaschko beriet sich mit Kolzow. Der überlegte und schlug Koljuscha vor.
„Was für einen Timofejew?" fragte der Volkskommissar. „Doch nicht diesen Mordskerl, der mit dem Knüppel über mich hergefallen ist?"
„Denselben", bestätigte Kolzow.
„Hm." Semaschko kratzte sich vielsagend den Kopf. „Einen Straßenräuber schlagen Sie vor?"
„Ich empfehle ihn dringend."
Semaschko lachte schallend und entschied, man möge diesen Koljuscha zu ihm bitten.
Ehe es zu ihrer Zusammenkunft kommt, muß erläutert werden, woher Semaschko Koljuscha kannte und warum er sich den Kopf gekratzt hatte.
Ein Jahr zuvor hatte Kolzow den Volkskommissar überredet, seine beiden biologischen Versuchsstationen zu besichtigen. Die in Anikowo, die von seinem ältesten Schüler Serebrowski geleitet wurde, und, nicht weit davon, die bei Swenigorod, in der Koljuscha und seine Freunde arbeiteten.
Serebrowskis Station war eine bekannte Genetikstation, in der man populationsgenetische Forschungen an Hühnern betrieb. Sie konnte bereits auf gute Ergebnisse verweisen, die für das Volkskommissariat für Landwirtschaft von Nutzen waren. Die Station bei Swenigorod dagegen besaß sozusagen weniger Prestige, weil man sich dort mit Fliegen befaßte, was allen Uneingeweihten absolut unsinnig erschien. Als Koljuschas Freund Reformatski einmal eine Jagd veranstaltete und Koljuscha im letzten Moment absagte, weil er sich um seine Fliegen kümmern müsse, wurde er ausgelacht. Man denke nur, töricht, irgendwelcher Fliegen wegen Feste zu versäumen, die das Leben verschönen. Er konnte nicht erklären, jedenfalls damals noch nicht, daß sich an diesen winzigen Fliegen völlig unbekannte Entwicklungsprozesse des Lebens nachweisen ließen. Die kleinen Zweiflüglerinsekten sollten ihm für viele Jahre zur Quelle von Triumphen und Enttäuschungen, Ruhm und Unannehmlichkeiten werden...
Es handelte sich um Taufliegen, Drosophila. Eine drei Millimeter große Fliegenart mit getigertem Bauch. Wenn ich ein populärwissenschaftliches Buch schriebe, würde ich zuallererst die Taufliege preisen, eine wahre Hymne würde ich verfassen auf dieses Insekt, das Tausenden Genetikern seit dem Jahre 1909 ein treuer Helfer war. Eine Hymne auf seine Offenherzigkeit. Oder auf seine Geschwätzigkeit. Ein geschwätziges Versuchstierchen mit dem unschätzbaren Vorzug, Naturgeheimnisse nur schlecht für sich behalten zu können. Was die Taufliege für die Wissenschaft geleistet hat, läßt sich schwer ermessen. Wenn man es für angebracht hielt, Pawlows Hund ein Denkmal zu setzen, dann sollte auch unsere Dankbarkeit für Morgans Drosophil verewigt werden...
Einer von Urs Schülern hat eine Lobrede seines Lehrers auf die Taufliege aufgezeichnet:
„Ein unersetzliches Testobjekt! Sie vermehrt sich rasch und zahlreich. Die Erbmerkmale sind eindeutig. Die Mutation ist nicht mit der Normalform zu verwechseln. Rote Augen, weiße Augen. Mit Taufliegen arbeiten alle wichtigen Labors der Welt. Ignoranten führen gern ihre wirtschaftliche Bedeutungslosigkeit ins Feld. Aber keiner versucht, eine Spezies Milchfett-Taufliege zu züchten. Wir brauchen die Taufliegen zur Erforschung der Vererbungsgesetze.
Diese Gesetze sind für Fliegen die gleichen wie für Elefanten. Elefanten bringen auch kein anderes Ergebnis. Aber eine Fliegengeneration wächst in zwei Wochen heran. Anstatt aus der Fliege einen Elefanten zu machen, machen wir aus dem Elefanten eine Fliege!"
In Rußland arbeitete man erst neuerdings mit Drosophila – die kleine Fliege hatte sich in der Wissenschaft noch keinen Respekt verschafft. Nebenbei gesagt, hat das Insektchen noch lange Zeit tüchtig was abbekommen, in den 40er und sogar noch in den 50er Jahren. Es wurde geschmäht und verleumdet, als Beispiel für praxisferne, nutzlose Wissenschaft genannt, mit ihm zu tun zu haben galt als gefährlich – ein kriminelles Insekt!
Die Swenigoroder kriegten nun mit, daß der Volkskommissar zuerst die Station in Anikowo besuchen wollte. Sie sahen ihre Felle davonschwimmen, denn sie stellten sich lebhaft vor, was man in der gut ausgestatteten Nachbarstation für ein Festessen geben, wie man eigene Hühner und Schnaps auftischen würde. Durchaus möglich, daß der Volkskommissar es danach nicht mehr schaffte, nach Swenigorod zu fahren, und falls doch, würde er es nicht eilig haben hinzukommen. Was tun? Koljuscha schlug vor, ihn abzufangen. Sie beratschlagten hin und her und beschlossen endlich, den Volkskommissar gewaltsam zu entführen. An der Gabelung. Fünf Kilometer entfernt gabelte sich die Straße: Links ging es nach Anikowo, rechts zur Swenigoroder Station.

Lebensgewohnheiten und Kleidung in der Station waren damals ganz natürlich. Koljuscha zum Beispiel lief meist barfuß, er trug eine gestreifte Hanfhose und locker darüber ein altes graues Hemd. Filatow und Astaurow liefen ungefähr genauso herum, nur daß sie Schuhe anhatten. Es wurde beschlossen, sich im Gebüsch an der Gabelung auf die Lauer zu legen. Mit Knüppeln bewaffnet.

Volkskommissare reisten einfach dazumal: Bis Kubinka fuhr Semaschko mit der Bahn, dort sollte er abgeholt werden und mit einer Kutsche weiterfahren. Begleitet wurde er wie immer von seinem Sekretär, einem Doktor von mächtiger Leibesfülle.

Drei Pferde zuckeln im sanften Trab, in der Kutsche der Volkskommissar mit seinem Begleiter und die Leute, die ihn abgeholt hatten. Da brechen nach allen Regeln altrussischer Wegelagerei kräftige Burschen mit Knüppeln aus dem Gesträuch – struppige und bärtige dazu, denn Rasieren war Zeitverschwendung.

„Halt!" Sie schwingen die Knüppel. Semaschkos Sekretär ist heftig erschrocken, er greift an die Gesäßtasche, wo er seinen Revolver hat, kriegt ihn aber einfach nicht heraus.

Die Burschen erklären:

„Euer Leben dürft ihr behalten, Geld wollen wir nicht, aber ihr werdet mit uns dorthin fahren, wohin wir euch bringen." Sie lenkten die Pferde in Richtung Swenigorod und zwangen die Kutscher abzusteigen. Koljuscha schwang sich auf den Bock, nahm die Zügel in die Hand, und ab ging's, die übrigen Knüppelträger trabten als Eskorte im Staub nebenher. Semaschko begriff rasch, was los war, und amüsierte sich köstlich. Von daher rührt ihre Bekanntschaft.

Ur liebte es, die Geschichte vom Kommissarsraub zu erzählen, aber bei ihm nahm sie sich aus wie ein harmloser Streich unter anderen, der keiner Rechtfertigung bedurfte. Woronzow fand später die Erklärung dafür. Bei der Entführung war etwas von Urs Vorfahren zum Durchbruch gekommen. Ihm steckte so etwas wie Raublust im Blut, und die Natur war stärker als die Liebe zur Wissenschaft, die Natur warf immer wieder seine Pläne über den Haufen. Ehe man sich's versah, ließ er ein neues Ding los. Zum Beispiel überredete er seine Freunde, Mädchen aus Anikowo zu rauben. Man müsse welche zu sich in die Station entführen, weil die eigenen zum Flirten und zu Tänzen und Spielen nicht reichten. Das nahm ein schlechtes Ende. Sie hatten eines der geraubten Mädchen in einen Sack gesteckt, es lag auch mucksmäuschenstill und ließ sich gut tragen, war eine plumpe, weiche Last. Als sie aber in die Station kamen und die Gefangene aus dem Sack schüttelten, atmete sie nicht mehr! Sie war im Sack ohnmächtig geworden. Bleich und mit geschlossenen Augen lag sie da. Koljuscha und Astaurow waren erschrocken. Zum Glück behielt ihre Mitarbeiterin Minna Sawitsch die Nerven; sie brachte das Mädchen zur Besinnung, spritzte ihm Wasser ins Gesicht und beruhigte es. Danach hörten die Mädchenentführungen auf. Als geborener Anführer machte Ur seinen Führungsanspruch an der Universität geltend, indem er ein Spiel in Mode brachte. Volleyball gab es damals noch nicht, Fußball hatte er schon am Gymnasium genug gespielt, blieb nur Gorodki, das Klötzchenspiel. Bei seinem Eifer wurde er bald ein Champion. Nur so spielen, das war nichts für ihn. Er mußte Champion werden. Bei allem, was er tat, strebte er nach dem Höchstmöglichen, oder es lohnte sich nicht für ihn. Er organisierte Wettkämpfe zwischen Zoologen und Chemikern auf dem Universitätshof. In der Versuchsstation spielten sie bis in die Nacht, legten weißes Papier neben die Klötzchen. Er erinnert sich, wie Kolzow mit dem berühmten amerikanischen Genetiker Hermann Muller zu ihnen in die Station kam. Muller brachte ihnen Taufliegen mit. Danach gab es bei Tschetwerikow Reagenzgläser mit Agar-Agar, Fliegen und alle möglichen rotäugigen Mutationen, Crossing-overs, und schließlich entstand das Dros-so-or. Was Dros-so-or bedeutete, konnte mir lange niemand erklären. Eine Art Seminar oder Arbeitsgemeinschaft, in der die Arbeiten mit der Taufliege Drosophila diskutiert wurden.

Nach dem Universitätsabschluß galt es, sich wissenschaftlich zu betätigen. Aber Ur hat die Universität bekanntlich nie absolviert und kein Staatsexamen abgelegt. Er begann wissenschaftlich zu arbeiten, ohne seine Ausbildung abzuschließen. Alle wußten das, auch an der Universität, und das genügte. Damals, in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre, war die Bürokratie noch nicht in die Wissenschaft vorgedrungen. Der Mensch wurde danach bewertet, was er leistete – der Wissenschaftler nach seinen Arbeiten, der Student nach seiner Auffassungsgabe und seinen Fähigkeiten. Eine paradiesische Zeit – alle gingen noch nackt, unbedeckt von Diplomen und Titeln. Als Koljuscha ins Ausland fuhr, um dort zu arbeiten, gab sein Lehrer Kolzow ihm einen Brief mit, in dem er bestätigte, wer er war. Das ersetzte alle Bescheinigungen und Vollmachten. Hauptsache, er war sein Schüler und ausgebildet.

Auch als Koljuscha in Moskau das „Praktische Institut" gründete, hatte er keine besondere Vollmacht dazu, nur den Wunsch, etwas Notwendiges, Praktisches für die Biologie zu tun. Glückliche Zeit. Er erinnerte sich stets mit einem seligen Lächeln an sie: Alle Feinde, die Rußland umringt hatten, waren vernichtet, und man konnte sich wieder mit dem befassen, was einem Spaß machte.

Eine seiner Geschichten über jene Jahre begann so: „Der Hergott hat es doch gut mit mir gemeint! Als mir das klar wurde, begann ich, mich mit der experimentellen Biologie zu befassen."

Oskar Vogt war Neurologe, Neuropathologe, er erwarb sich große Verdienste um die Lehre vom Aufbau der Hirnhemisphären und war außerdem ein großer Hummelspezialist, der sich in der Veränderlichkeit der Hummeln auskannte. Er besaß die größte Hummelsammlung der Welt. Kurz, man konnte ihn zu den Zoologen zählen, also nach Koljuschas Meinung zum besseren Teil der Menschheit. Vogt, der sich für seine Hummeln begeisterte, wollte ihre Variabilität genetisch erforschen. In Deutschland gab es keinen geeigneten Genetiker. Das heißt, es gab natürlich die berühmten Bauer, Goldschmidt, Stern, doch sie waren mit anderen Themen beschäftigt. Die Arbeit bei Vogt versprach also interessant zu werden. Koljuscha lehnte jedoch kategorisch ab und erschien nicht bei Semaschko, er sah keinen Sinn darin. Er verschloß sich allen Argumenten. Wozu sollte er nach Berlin gehen, wenn es ihm zu Hause gefiel? Doch Kolzow blieb hart. Das muß man ihm lassen: Er verstand mit widerborstigen Mitarbeitern umzugehen. Weshalb fiel Kolzows Wahl auf Koljuscha? Er hatte keinen Mangel an fähigen und begabten Leuten. Und die Jahre zeigten, daß alle, buchstäblich alle seine Schüler hervorragende Genetiker wurden. Astaurow, Nikolai Beljajew, Romaschow, Gerschenson... Aber er wählte Koljuscha, als den selbständigsten von den Jüngeren. Außerdem hatte Koljuscha schon fünf Veröffentlichungen aufzuweisen, davon eine größere. Wann er das schaffte? Darauf wird noch zurückzukommen sein. Er war unerhört leistungsfähig. Man weiß, daß er seine Lehrtätigkeit beibehielt, um sich, seine Verwandten und seine Familie zu ernähren, denn Lelka hatte zu der Zeit bereits einen gesunden, mit einem mörderischen Organ ausgestatteten Jungen geboren, Dmitri, den seltsamerweise alle Foma nannten. Der frischgebackene Papa sagte zu ihm: „Brüll nur, brüll nur, davon kriegst du eine größere Klappe."

Wann er das gesagt haben kann, weiß keiner, ebenso wie keiner weiß, wann er dazu kam, Gorodki zu spielen. Die Zeit kann einfach nicht gereicht haben, wenn man davon ausgeht, daß auch damals der Tag nur 24 Stunden hatte. Seine Lehrtätigkeit nahm ihn 58 Stunden in der Woche in Anspruch. Dieses Pensum hielt kein Lehrer aus. Manche versuchten es ihm gleichzutun, machten aber nach kurzer Zeit schlapp. Er foppte sie: Waschlappen! Frühgeburten!

Morgens sprang er beim Rasseln eines riesigen Weckers aus dem Bett, den er sich in der siebenten Klasse angeschafft hatte, als er merkte, daß seine Zeit nicht reichte. Die einzige Reserve, auf die er noch zurückgreifen konnte, wurde der Schlaf. Er fand es töricht, acht Stunden, ein Drittel des Lebens, zu verschlafen. Er stellte den Wecker ein für allemal auf sieben und ging immer später ins Bett, bis er – schon als Student – auf halb drei Uhr nachts kam. Anfangs war's schwer. Um rasch einzuschlafen, lief er vor dem Schlafen mehrmals um den Häuserblock, wonach er augenblicklich in tiefen Schlaf fiel. Träume und dergleichen Schnickschnack gab es bei ihm nicht. Dazu hatte er keine Zeit, er mußte sich ausschlafen. Allmählich schliff sich diese Schlafgewohnheit so ein, daß er nach dem Wachwerden keine Müdigkeit mehr spürte. Während er an Kolzows Institut war, betrug seine normale Schlafdauer viereinhalb bis fünf Stunden. Dabei ließ er es zum Glück bewenden. Länger schlief er sein ganzes Leben nicht. Mancher mag meinen, daß er damit auf ein segensreiches Vergnügen verzichtete, er aber war der Ansicht, Leben sei ein größeres Vergnügen als Schlafen. Dabei half ihm eine Regel, die ihm und seinen Geschwistern von Kind auf eingebleut worden war: Wenn du aufgewacht bist, steh auf! Im Bett liegenzubleiben war nicht erlaubt. (Es gab noch zwei Regeln, die ebenso unverrückbar waren: Laß nichts auf dem Teller und petze nicht!)

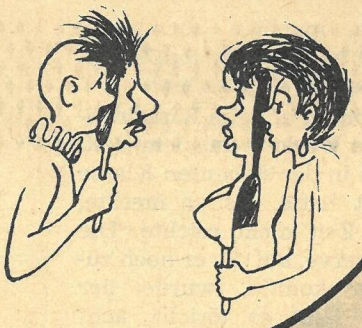
Der Wecker tanzte und wackelte am Kopfende. Eine halbe Stunde danach flitzte Koljuscha schon zur Straßenbahn. Um neun begann sein Unterricht an der Arbeiterfakultät – mit Pausen, damit er zwischendurch zum Medizinisch-Pädagogischen Institut laufen oder fahren konnte. Neun, zehn Stunden fürs Sprechen, zwei Stunden fürs Hin- und Herwechseln. Abends um neun kam er nach Hause, aß sich wie ein Australier einmal am Tag an dem satt, was gerade da war, und begab sich in Kolzows Institut, das zum Glück ganz in der Nähe lag. Bis ein Uhr nachts begeisterte er sich dort an seinen geliebten Süßwasserfischen und später, ab 1922, an seinen Drosophila.

Damals entstand sein Spezialgericht: Alles, was im Schrank oder Kühlschrank ist – Fleisch, Wurst, Kefier, gekochte Kartoffeln, Eier, auch Käse, Tomaten – wird in einen Topf getan, warm gemacht und gegessen, um keine Zeit für ersten und zweiten Gang und etwa noch eine Vorspeise zu verlieren.

Wenn er nach Hause kam, las er noch. Er verschlang die bei den Studenten moderne russische Phi-

Fortsetzung auf Seite 41

Humorlosigkeit ist Mangel an Herzensgüte



Jordan Raditschkow/Bulgarien

Die Hunde der fremden Völker

Ein Weltreisender war heimgekehrt aus fernen Ländern und erzählte, welche merkwürdigen Hunde ihm auf seinen Fahrten begegnet waren. Hunde wollte er gesehen haben, groß wie Pferdedroschken, bloß daß sie anstatt auf vier Rädern eben auf vier Beinen standen. Ein andermal war er auf einen Hund gestoßen, der einer Nähmaschine zum Verwechseln ähnlich sah – ihm kam es gleich komisch vor, daß da eine Nähmaschine die Straße langspazierte, und als er näher hinsah, war es ein Hund. Du hast gedacht, da läuft eine Singer-Nähmaschine, sagte er. Wieder ein andermal kam ihm etwas vor Augen, das lag ziemlich in der Mitte zwischen einem Heuschober und einem Hosenbein, ist auf vier dünnen Beinen umhergesprungen und hat fröhlich gebellt. Damit muß dieser Hund noch einen zweiten ausgemacht haben, der soll nun wieder ausgesehen haben wie eine Fischflosse – überall hatte er Schuppen am Leib. Später kamen dann noch weitere Hunde zum Vorschein. Einer trug angeblich einen Klappzylinder auf dem Schädel, ein anderer war in Strickweste und Krawatte, ein dritter mit Schirmmütze und Nadelcordhosen. Richtig aus der Fassung gebracht hat unseren Mann ein Hund, der Ähnlichkeit mit einem gewichsten Stiefel hatte – er war so glattrasiert, daß ihm die beiden Backen schimmerten. Ich hab in den Spiegel geguckt und gesehen, daß ich mehr Stoppeln im Gesicht hatte als der, da fühlte ich mich irgendwie nicht mehr wohl in meiner Haut, erzählte er uns. Auf seinen Reisen hatte er Hunde zu Gesicht bekommen, die würden sich nicht viel nehmen mit unserem Gemeindebullen, von der Größe her – wenn du an so einem vorbeiläufst, kriegst du das Fracksausen; und einmal, da kam ein Mann gelaufen, der zog eine Hundeleine hinter sich her mit nichts dran, und die Leine hat gebellt. Die Leute sind stehengeblieben und haben geguckt, wieso eine Hundeleine bellen kann, und auch unser Landsmann ist hin, das Wunder zu sehen. Aber um wieviel größer war seine Überraschung erst, als er feststellen mußte, daß da ein Hund an der Leine hing von der Größe eines Flohs, im Höchstfall. Der trippelte und trappelte und kam kaum vorwärts, dabei bellte er ganz quietschvergnügt, und das mußte er tun: Täte er's nicht, wäre im Nu irgendein Tolpatsch auf ihn draufgetreten und hätte nicht mal gemerkt, daß er einen Hund unterm Fuß hatte. Aber woran kannst du erkennen, daß es ein Hund ist und nicht irgendwas anderes, wollten wir von ihm wissen. Wenn es an einer Hundeleine hängt, und einer hält sie fest, weißt du: Das ist ein Hund!

Aus dem Erzählungsband „Dem Herrgott vom Wagen gefallen", Verlag Philipp Reclam. Leicht gekürzt.

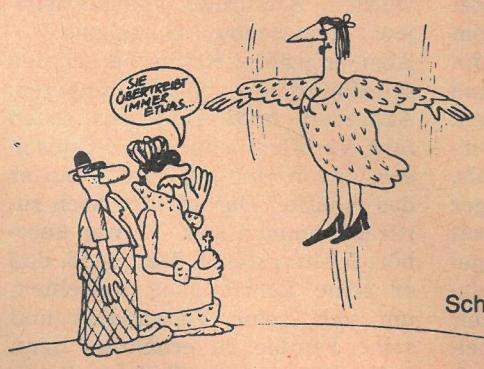
Klugheit und Güte ziehen es vor, ohne Maske aufzutreten. A. Schnitzler

Die Weiber haben wenigstens Toiletten. Aber womit bedecken die Männer ihre Leere?

Schmidt

Steger

Denn die Männer lieben Heiterkeit!

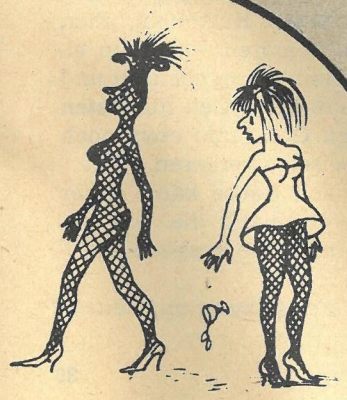


Schneider

Kasanewski, Kiew

Schneider

Es erfordert ein scharfes Auge, um unter der Maske der Fröhlichkeit und guter Manieren einen Dummkopf zu erkennen.



Back-Pfeife
Lustig ist die Faselnacht,
wenn die Mutter Kücheln backt,
wenn sie aber keine backt,
pfeif ich auf die Faselnacht.
Kinderreim

Maskerade
Ich muß euch mal was sagen:
Die Weisheit hat kein Wappen,
und auch die Narren tragen
längst nicht alle Kappen.
R. Pöhlig

Immer ist die Albernheit des Narren der Schleifstein der Witzigen. W. Shakespeare

Kuß-freiheit

Kippen Sie Ihren Ascher Mittwoch nicht in den Papierkorb! rät Ihnen Ihr Mini-Elferrat Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik).

Die Grippe-Angst wird dich bestimmt verzehren,
du träumst schon Tag und Nacht von Infektion.
Seit Wochen trinkst du brav von bitt'ren Beeren
den ersten Aufguß und schluckst „Gripponom".

Du weißt genau: ein erstes lautes Niesen
verkündet dir der Grippe Amoklauf.
Du hütest dich vor feuchten, kalten Füßen
und setzt im Bett die Lammfellmütze auf.

Bakterienvölkern stemmst du dich entgegen,
im festgeschloss'nen Mund ein „Medavin".
Du fürchtest Sonne, Fröste, Tau und Regen.
Dein Stichwort heißt: Rezept und Medizin.

Heroisch warst du nie, nur mit Tabletten,
mit Wollschal, Pflaster, Tropfen (stündlich vier!),
versuchst du dich – stets blaß vor Angst – zu retten.
Drum landest du, mein Freund, ich könnt' drauf wetten,
bei Sus' und Anna nicht. Auch nicht bei mir.

Jobst Rapp

Knoblachpulver

Überhaupt ist der Humor meiner Meinung nach die wertvollste Eigenschaft des Menschen. Er ist wie Knoblauch. Mit ihm kann man alles mögliche Zeug essen und leckt sich danach noch die Lippen.

Boris Polewoi

Schneckisches Ballgeflüster von Rosanzew, Moskau

Rosen-Montag

„Wenn es dir nur nicht wieder geht wie das letzte Mal. Da hattest du dich auch für 40 Personen dekolletiert, und dann waren nur zwölf da."

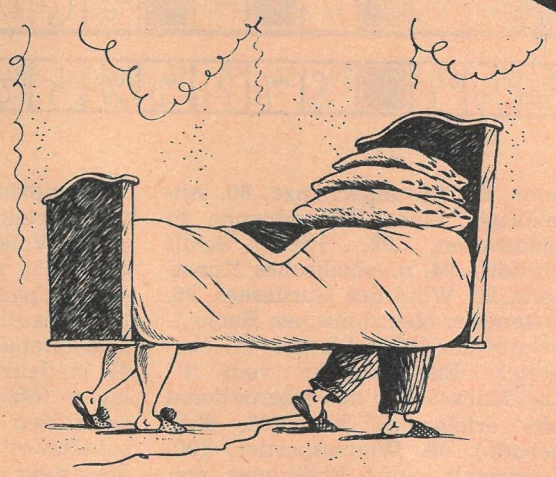
Aus: „Simplicissimus"

Man spielt so lang verrückt, bis man's bereut. F. Villon

Dmitrijew, Moskau

Man hat nichts davon, wenn man jung ist und nicht schön, oder schön und nicht jung.

Kosobukin, Kiew



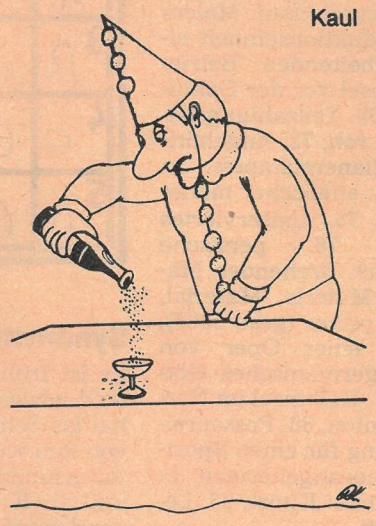
Wenn Narren sich vor Lastern hüten wollen, so rennen sie in die entgegenstehenden.

2

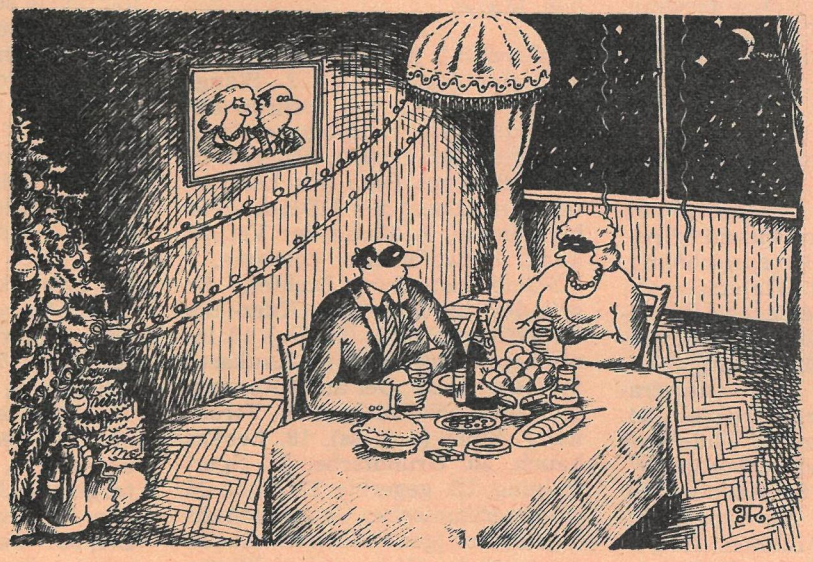
Wochenspruch

Süß ist albernes Tun zur Zeit.

Kaul



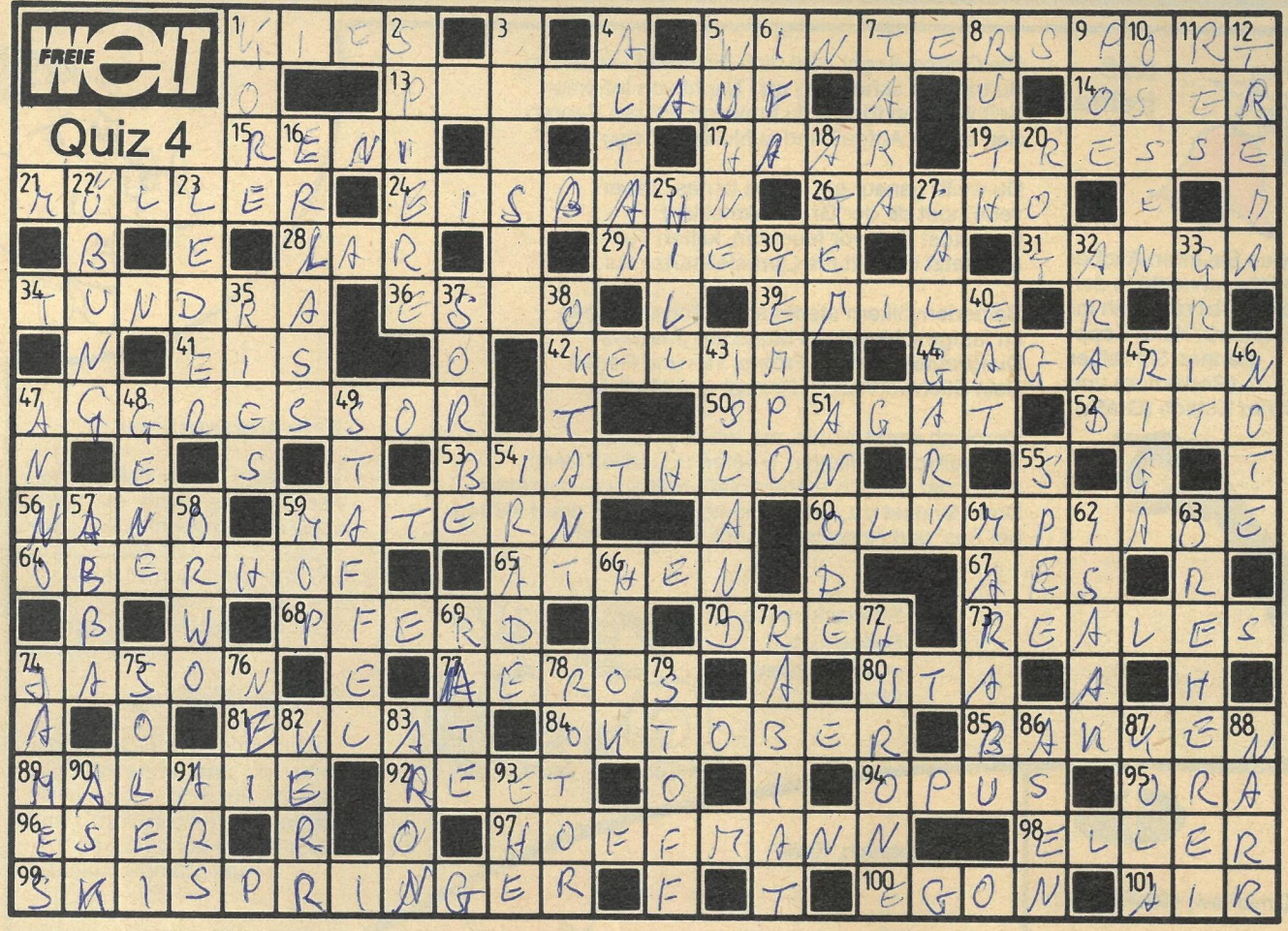
Der seltene Genuß wird jedes Vergnügen empfehlen.



Kulinitsch, Sotschi

Äußere Korrektheit ist oft nur der Versuch, den üblen Zustand der seelischen Innenräume durch eine wohlgestaltete äußere Form zu maskieren.

Schoßhunde und Narren findet man bei der vernünftigsten Frau.



29	43	1	60	28	77	62	■	79	54	59	74	101	31	84	5
N	I	K	O	L	A	I	■	S	I	M	J	A	T	O	N

In den nächsten Tagen werden die Olympischen Winterspiele viele Menschen in aller Welt in ihren Bann ziehen. Die internationale Sportjugend wird im friedlichen Wettstreit um Höchstleistungen und Medaillen kämpfen.
Die sowjetischen Sportler gehörten bei den Olympischen Spielen immer zu den Favoriten und Medaillenanwärtern. Unser heutiges Quiz ergibt als Lösung den Vor- und Familiennamen eines Wintersportlers der UdSSR, der bei der Olympiade 1980 in Lake Placid gleich dreimal eine Goldmedaille erringen konnte und damit zu den erfolgreichsten Sportlern dieser Spiele gehörte.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 4 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 2. März 1988 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 7/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. grobkörniger Sand, 5. Sammelbezeichnung für Körpertüchtigung mit Schlitten, Skiern oder Schlittschuhen, 13. Disziplin des Eiskunstlaufens, 14. Sand- oder Kieswälle, 15. italienischer Maler (gest. 1642), 17. fadenförmiges Horngebilde, 19. Borte, Besatz, 21. erfolgreichste Eiskunstlauftrainerin aller Zeiten, 24. Wintersportstätte, 26. Fahrgeschwindigkeitsmesser (Kurzw.), 28. weißhändiger Gibbonlangarmaffe, 29. Los ohne Gewinn, 31. Hafenstadt in Tansania, 34. Vegetationsform in der Sowjetunion (Dauerfrostboden), 36. Ort auf Kamtschatka, 39. französischer Männername, 41. Voraussetzung zum Schlittschuhlaufen, 42. orientalischer Teppich, 44. sowjetischer Kosmonaut, erster Mensch im Weltall, 47. völkerrechtswidrig Angreifender, 50. Beinspreizübung, 52. das Einerlei, 53. Wintersportart, 56. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 59. DDR-Politiker, Mitbegründer der KPD in Magdeburg (gest. 1971), 60. alle vier Jahre ausgetragene internationale Sportspiele, 64. Wintersportzentrum im Thüringer Wald, 65. Hauptstadt in Europa, 67. latein.: Kupfererz, 68. Haustier, 70. Kniff, Trick, 73. alte spanische Münze (Mz.), 74. Anführer der Argonauten (griech. Sage), 77. Zirkus, 80. Skulptur im Naumburger Dom, 81. Aufsehen, Skandal, 84. Monatsname, 85. Sprungschanze, 89. Angehöriger einer Völkergruppe in Südostasien, 92. Ried, Schilf (norddt.), 94. musikalisches Kunstwerk, 95. Wind des Gardasees, 96. System der elektronischen Rechentechnik der RGW-Länder, 97. ehemaliger Eiskunstläufer vom SC Karl-Marx-Stadt, der international sehr erfolgreich war, 98. Erle (norddt.), 99. Wintersportler, 100. Titelgestalt einer Erzählung von Joachim Wohlgemuth, 101. Aussehen, Miene.

Senkrecht: 1. gebälktragende Frauengestalt (Kunstwiss.), 2. Stange, Rundholz (seem.), 3. Schriftstelle, Abschnitt, 4. von unten gestützter balkonartiger Vorbau, Söller, 5. ins Eis gehauenes Loch (Fischerei), 6. Markenzeichen der DDR-Automobilindustrie, 7. Masse der Verpakkung, 8. weiblicher Vorname, 9. US-amerikanischer Dichter, Begründer der modernen Kurz- und Detektivgeschichte (19. Jh.), 10. iranischsprachiges Volk im Kaukasus, 11. Gestalt aus „Der arme Konrad", 12. Aussprachezeichen, 16. Verordnung, Edikt (ß = ss), 18. Lebenshauch, 20. Grundfarbe, 22. Sporttraining, 23. gegerbte Tierhaut, 25. US-amerikanischer Gewerkschaftsorganisator (gest. 1915), 27. Austragungsort der Olympischen Winterspiele 1988, 30. Geschwindigkeitsgrad, 32. Bezirksstadt in Rumänien, 33. Sandstein, 35. Papierzählmaß, 37. Angehöriger eines westslawischen Volksstammes, 38. Winkelmeßgerät bei der Schiffahrt, 40. engl.: Speise, Essen, 43. Insel im Nordatlantik, 45. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 46. Musikzeichen, 47. im Jahre, 48. Träger der Erbanlagen (Mz.), 49. auch in Wintersportarten durchgeführter Mannschaftswettbewerb, 51. positive Elektrode, 54. Sultanserlaß, 55. Vollwaschmittel, 57. ehemals erfolgreiche schwedische Pop-Musikgruppe, 58. Warenzeichen der DDR-Filmindustrie, 59. Fransenbesen, 61. Kropfstorch, 62. einer der Vornamen des russischen Malers Lewitan, 63. Produktionseinheit eines metallverarbeitenden Betriebes, 66. kleine Insel vor der Ostküste Australiens, 69. Teilzahlungsbetrag, 71. wütend, roh, 72. Angehöriger eines Indianerstammes in Nordamerika, 74. englischer männlicher Vorname, 75. konserviertes Hühnerprodukt, 76. persische Rohrflöte, 78. sich drehender Maschinenteil, 79. Materie, Material, 82. britischer Physiker (gest. 1907), 83. Titelgestalt einer Oper von Schönberg, 86. germanisches Göttergeschlecht, 87. Halbinsel im Norden der Sowjetunion, 88. Possenreißer, 90. Abkürzung für einen Sportverein der Armeeangehörigen in der DDR, 91. latein.: Kunst, 93. Lebensgemeinschaft.

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. islamisches Frauengemach, 2. französ. Physiker (1786–1853), 3. Hauptstadt von Marokko, 4. Grasland, 5. Kleiderschädling.

1 H	2 A	3 R	4 E	5 M
2 A	R	A	G	O
3 R	A	B	A	T
4 E	G	A	R	T
5 M	O	T	T	E

Synonymgereimtes

Er ist früher Kaiser von Deutschland gewesen,
hat als Schauspieler oft gelesen,
von ihm wurde auch ein Benzinmotor erfunden,
und als Komiker wird er lacherregend empfunden.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

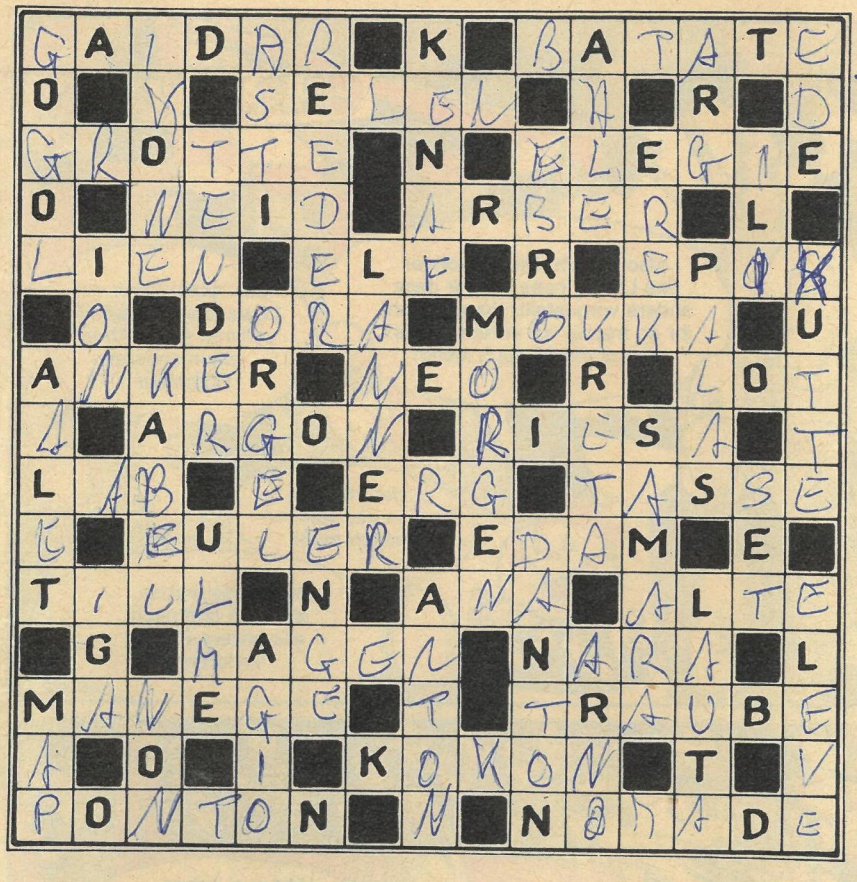
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

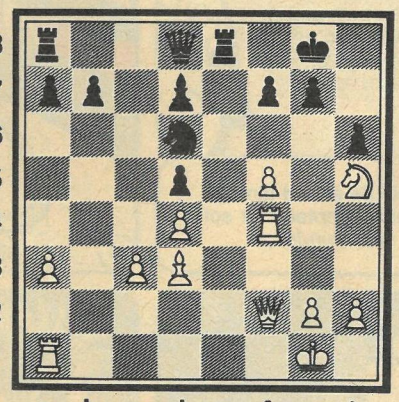
1. Stadt in Belgien in Ostflandern (a. d. Dender), 2. Aufgeld, Aufschlag, 3. Schuhmacherwerkzeug, 4. weibliche Bühnenrolle, 5. Sammlung von Aussprüchen, 6. Schiffszubehör, 7. Männername, 8. Berg im Böhmerwald, 9. Bosheit, 10. Edelgas, 11. Fluß in Mittelitalien, 12. Weinanbaustadt in Italien, 13. Süßkartoffel, 14. französischer Revolutionär (gest. 1794), 15. Frauenname, 16. Fluß in Spanien, 17. Stadt in den Niederlanden, 18. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 19. Gedichtform, bes. Klagelied, 20. Tanzschüler, 21. Fußballmannschaft, 22. schmaler Durchlaß, 23. erzählende Dichtung, 24. Ritter der Artus-Tafelrunde, 25. alte Einheit der Arbeit, 26. Schweizer Mathematiker (gest. 1783), 27. Autor des Jugendbuches „Timur und sein Trupp", 28. russischer Schriftsteller (gest. 1852), 29. Felsenhöhle, 30. Erfurter Ausstellungsgelände, 31. Tafelgemälde, 32. Fluß in Mittelasien, 33. elektrisch geladenes Masseteilchen, 34. elektrische Mehrfachleitung, 35. als Juteersatz dienende Bastfaser, 36. Insekteneier enthaltende Gespinsthülle, 37. Mittelmeerinsel, 38. Oberbekleidungsstück, 39. Ferment im Kälbermagen, 40. österreichischer Komponist und Kapellmeister (gest. 1843), 41. Stadt im Bezirk Cottbus, 42. Milz (latein.), 43. Senkblei, 44. inneres Organ, 45. Platz der Darbietungen im Zirkus, 46. starkes Kaffeegetränk, 47. engl.: Landkarte, 48. die Zukunft, 49. Stadt auf Honshu, erste Hauptstadt Japans, 50. Mißgunst, 51. griech.: neu, 52. Angehöriger eines Wanderstammes, 53. französ.: nein, 54. Tasteninstrument, 55. Hauptgebäude der mittelalterlichen Burg, 56. Bootskörper für schwimmende Brücken, 57. Schiffseigentümer, 58. Stadt an der Elbe (Bez. Dresden), 59. alter Name von Kuibyschew, 60. chemisches Element, Nichtmetall, 61. Satz, 62. Trinkgefäß, 63. Vorratswagen der Dampflokomotive, 64. Vorname eines Volksnarren, 65. Blütenstand, 66. Laubbaum, Rüster.

Schach

Schlagkräftiger Rösselsprung

Ein Opfer ist dann der beste Zug, wenn es am schnellsten und zwingendsten zum Sieg führt. Diese großmeisterliche Schachweisheit beherzigend, setzte der sowjetische Schachkönig Garri Kasparow beim vorjährigen Turnier in Brüssel in der Partie mit seinem Landsmann, dem Rigaer Exweltmeister Michail Tal, dessen König das eigene weiße Rössel „schlagkräftig" vor die Nase, siehe Diagramm:

21.S:g7! (21.Dg3 Dg5 22.Tg4 De3+ oder 21.Tg4 g5 bot Schwarz noch Verteidigungsmöglichkeiten) **21. ... Se4** (21. ... K:g7 verliert sofort wegen 22.f6+, Kh8 oder Kf8; 23.Dh4) **22.L:e4 T:e4** (auf 22. ... de gewinnt 23.Sh5 Kh7 24.Tg4 Tg8 25. Tg:8 K:g8 26.Dg3+ Dg5 27.Sf6+ oder 23. ... Kh8 24.Tg4 Tg8 25.Df4) **23.f6 Kh7 24.T:e4 de 25.Df4 Lc6 26.Te1 Df8 27.c4 D:a3 28.Sf5 Df8 29.Te3 Ld7 30.Tg3 L:f5 31.D:f5+** (auf 31. ... Kh8 folgt 32.Tg7) **Schwarz gab auf.**



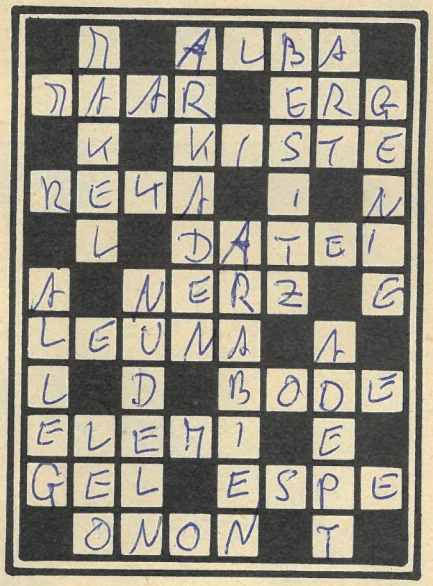
Wörterband

Von außen nach innen: Zeichen – Küchengerät – Kletterorgan einiger Pflanzen – Wüste in Afrika – Gangart des Pferdes – Stadt in den Niederlanden – Lobeserhebung – Frauenname – Bücherbrett – Freizeitbeschäftigung – Göttin der Zwietracht (griech. Mythol.).
Von innen nach außen: Alarmgerät – Berggruppe in den Dolomiten – Balkonblume – belebte Tonfigur (jüd. Legende) – Name des Storches in der Tierfabel – Masse der Verpackung – tschechischer Satiriker (1883–1923) – Wundmal – mohammedanische Religion.

Zum Selbstbauen

Die nachfolgenden Wörter sind so in die Figur einzusetzen, daß sich die Lösung eines vollständigen Kreuzworträtsels ergibt:

Art – Erg – Gel – Leo – Alba – Bode – Espe – Maar – Nerz – Onon – Reka – Adept – Alleg – Datei – Elemi – Genie – Kiste – Leuna – Makel – Besitz – Nudeln – Arabien – Arkaden.



Auflösungen aus Heft 3/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Sputnik (67), Krempe (26), Rolle (59), Orfe (40), Talar (8), Apollo (80), Egel (35), Dnepr (75), Eosin (46), Berater (13), Polen (55), Ase (2), Inge (38), Abstand (70), Radau (50), Beet (16), Termite (29), Traber (73), Amara (9), Robbe (19), Gauch (78), Trend (5), Erato (25), Elisa (58), Anlass (14), Rotwein (62), Nobi (33), Antos (47), Kutsche (81), Fall (22), Elk (65), Lorke (27), Astarte (41), Tabor (44), Riese (11), Kiel (63), Antrag (41), Insel (1), René (31), Xenon (68), Knebel (51), Neuland (17).
Senkrecht: Streb (37), Unter (10), Irade (61), Kornrade (20), Klapper (74), Repro (49), Polonium (43), Eros (32), Kern (12), Alant (82), Lee (23), Gerber (72), Ingot (6), Leder (54), Aberdeen (30), Nero (18), Ata (64), Aragonit (39), Tabes (71), Iduna (3), Ethos (52), Titer (28), Adept (21), Meran (48), Tabu (57), Liter (36), Ino (69), Schote (79), Osaka (15), Wallonen (45), Okkasion (66), Seeigel (34), Stake (77), Ort (4), Kraxe (53), Senne (60), Rilla (76), Elend (42), Tort (24), Bank (7).

Füllrätsel: 1. Seiffen, 2. Gerücht, 3. Beitrag, 4. Beisatz, 5. Debatte, 6. Gebirge, 7. Renegat, 8. Begonie, 9. General.– „Fürst Igor"

Magische Figur: 1. Pulsar, 2. Umea, 3. Letten, 4. Saturn, 5. Rennen, 6. Erbe.

Buchstabentausch: Linse, Salat, Ramme, Kabul, Selma.– Samum.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 1/Heft 1)

Waagerecht: 1. Falk, 4. Puschkin, 9. Oborin, 12. Erker, 13. Made, 14. Rabatt, 15. Salpeter, 17. Jalta, 19. Email, 21. Ede, 23. Orsk, 24. Trara, 26. Thule, 29. Kasbek, 32. Karo, 34. Nana, 36. Aden, 37. Hufe, 38. Kun, 39. Rabat, 41. Idol, 42. Tau, 43. Erde, 44. Alt, 46. Omen, 48. Mark, 51. Akte, 53. Lena, 56. Kate, 59. Reni, 61. Eid, 62. Adel, 64. Lab, 65. Hein, 66. Modus, 67. Ahr, 69. Aare, 71. Heer, 73. Otto, 74. Sima, 75. Riegel, 76. Erben, 77. Noppe, 80. Stil, 84. Los, 85. Pfeil, 87. Konew, 89. Zoologie, 91. Kupala, 92. Torr, 93. Aston, 94. Artek, 95. Nestor, 96. Karawane, 97. Wadi.
Senkrecht: 1. Fama, 2. Leder, 3. Krems, 4. Peri, 5. Ural, 6. Clair, 7. Kater, 8. Nase, 9. Orla, 10. Ode, 11. Norden, 16. Trud, 17. Jakutsk, 18. Tabu, 20. Akku, 22. Danton, 23. Oker, 24. Tort, 25. Knie, 27. Halm, 28. leer, 30. Shunt, 31. Efeu, 33. Anat, 35. ADN, 38. Kean, 40. Bali, 45. Leid, 47. Maar, 49. Alleg, 50. Kabalewski, 52. Kimono, 54. Edam, 55. Alai, 57. Auer, 58. Ehre, 59. Rio, 60. Ente, 61. Esse, 63. Earl, 68. Hase, 70. Reno, 71. Herzen, 72. Ebro, 78. Oskar, 79. Popow, 81. Titow, 82. Ilona, 83. Eger, 84. Leck, 85. Plan, 86. Fase, 87. Krai, 88. Netz, 90. Lot.
Lösung: Technika molodjoshi

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Willibald Paradeiser, Genthin, 3280
2. Preis:
75,– M Soldat S. Kalbas, Lehnitz II, 1407
3. Preis:
50,– M Katja Hanoldt, Berlin, 1140
4.–8. Preis:
je 25,– M Anja Siegemund, Sebnitz, 8360; Jugendklub LEW „Hans Beimler", Hennigsdorf, 1422; Valeria Keßler, Karl-Marx-Stadt, 9051; Karl Grimm, Güsen, 3282; Manfred Kleinstück, Pulsnitz, 8514.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Kolobok bei den Sternbildern 7

Hallo, Hallo! Die Reise geht weiter! Fliege das Sternbild Löwe an!

Die ungewöhnlichen Reiseabenteuer eines lustigen, pfiffigen Pfannkuchens – erdacht und gezeichnet von Valentin Rosanzew aus Moskau.

CIRKUS

CIRKUS

Also ehrlich: Die Bewohner des Löwen habe ich mir ganz anders vorgestellt! Warum steht ihr so traurig vor eurem Zirkus? Zirkus macht doch lustig!

Uns nicht! Denn der Löwe, der hier auftritt, verlangt jeden Abend einen anderen Dompteur…

…der ihm den Kopf in den Rachen stecken muß!

Vor Angst haben wir nach und nach alle unsere Haare verloren!

1

Heißt das, daß er auch mal zubeißt?

2

Bis jetzt hat er es nicht getan. Aber er droht es uns tagtäglich an. Wir sind nur damit beschäftigt, ihn zu hätscheln und zu verwöhnen, um ihn bei guter Laune zu halten!

Heute abend bin ich sein Dompteur! Er soll sich wundern!

3

ALLEZ HOPP!!!

Und nun, liebes Publikum, die Sensation des Abends: Unser Star Lew Leo.

4

5

BUMM!

6

Wo sind meine furchterregenden Zähne hin?

7

Angeber! Trägst ja längst ein künstliches Gebiß! Ab heute verdienst du dir deine Milch! Allez hopp!

MILCH

8

KOLOBOK! KOLOBOK!..BRAVO!!!

KOLOBOK!

ALLEZ HOPP!

9

Fortsetzung von Seite 35

Der Ur

losophie – Fjodorow, Solowjow, Konstantin Leontjew, Schestow.

Man warnte ihn: Solch ein Leben führe unweigerlich zu nervlicher Erschöpfung und zum Verfall. Er winkte ab: Das sei bei allen Intelligenzlern so. Anscheinend hat er sich wirklich nicht bis zur Erschöpfung verausgabt. Weder psychisch noch physisch. Auch zum Verfall kam es nicht. Er war unermüdlich auf den Beinen und versicherte jedermann, der Kopf sei im Vergleich zu den Beinen ein minderwertiges Organ. Den Kopf brauche man selten, für das tägliche Leben seien Arme und Beine viel wichtiger. Er strapazierte denn auch vorwiegend die Beine und nur ab und zu den Kopf.

1923 holte Kolzow Koljuscha als Leiter des kleinen Praktikums zu sich ans Medizinisch-Pädagogische Institut und gab ihm zu seinem Erstaunen auch ein kleines Gehalt – zum ersten Mal bekam Koljuscha für wissenschaftliche Arbeit Geld.

Im „Praktischen Institut" sah er nach wie vor eine reizvolle Aufgabe. Interessante Studenten waren dort – junge Leute, die in den Kriegsjahren ihr Studium unterbrochen und die Lust zum Lernen nicht verloren hatten. Sie kamen gern an ein Institut, an dem es eine deutlich fachbezogene Ausbildung mit Vorlesungen über industrielle Holzgewinnung, Tierfang und Fischzucht, also die Nutzung natürlicher Ressourcen gab, und zwar sich regenerierender Ressourcen. Darauf kam es an. Man studierte dort die Theorie der Nutzung und Nachzucht. Der Zoologieprofessor M. N. Rimski-Korsakow, Sohn des Komponisten, zog Koljuscha zur Gründung einer neuen biologischen Versuchsstation heran und äußerte mehrfach die Überzeugung, er sei ein hervorragender Lektor und ein fähiger Pädagoge und Organisator. Kolzow und Koljuschas Freunde fürchteten jedoch ernstlich um seine Gesundheit. Eine Überlastung wie diese konnte ein schlimmes Ende nehmen.

Ich bin noch eine Aufklärung über das Dros-so-or schuldig, die geistige Hauptleidenschaft aller daran Beteiligten. Im Dros-so-or entstand und entwickelte sich eine neue Idee in der Evolutionstheorie – die moderne Genetik mit dem klassischen Darwinismus zu verbinden. Alle Drosophila-Enthusiasten waren von der Idee begeistert. Kolzow blieb der Arbeitsgemeinschaft fern, um mit seiner Autorität keinen Druck auszuüben, keine Hemmungen zu erzeugen. Er verfolgte ihre Arbeit sozusagen aus der Nähe, aber von oben, von seinem Gipfel aus, während sie ihre lautstarken Diskussionen am Fuße des Berges führten.

Dros-so-or leitete sich von **sowmestnoje oranije o drosofile** (gemeinsames Gebrüll über die Drosophila) her. Über das gemeinsame Gebrüll erhob sich Koljuschas mächtiger Baß. Zweifellos geht das Wort „Gebrüll" auf seine Stimme zurück, sein gewaltiges, donnerndes Organ, mit dem er alle überschrie, überbrüllte, überdröhnte. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß der Name Dros-so-or seine Erfindung war, obwohl er es nie zugab. Or, Oranije (Gebrüll, Brüllen) hatte für sie noch eine zweite Bedeutung: akkern, ranklotzen, schuften, kurz, arbeiten... Die Bezeichnung bürgerte sich ein und ging sogar in die offizielle Geschichte der internationalen Genetik ein. Kolzow trieb sie weder an noch ließ er ihnen was durchgehen. Er gehörte zu den Menschen, deren Liebe man nicht so leicht erkennt. Zu allen gleichermaßen höflich, aber nichts von Liebenswürdigkeit. Sie waren stolz auf ihn. Auch in der schwersten Zeit wandte sich keiner von ihnen von ihm ab. Anständigkeit hat er ihnen nicht beigebracht, aber es hat sich so ergeben, daß alle seine Schüler, von den älteren bis zu den jüngeren – Rappoport, Sacharow, Frisen – hochanständige Kerle sind.

Nun ist auch klar, warum Koljuscha nicht nach Berlin wollte. Was sollte er in Berlin, wenn er hier bis an den Hals in Arbeit steckte, wenn es hier gerade solchen Spaß machte, wenn es mit der Genetik im Sowjetland aufwärtsging, wenn ein bekannter Wissenschaftler wie Hermann Muller davon sprach, aus den Vereinigten Staaten nach Moskau überzusiedeln!

Kolzow brachte ihn trotzdem zum Volkskommissar. Semaschko sprach von der Notwendigkeit, das Ansehen der jungen Sowjetrepublik zu heben. Welch günstige Gelegenheit: Da biete sich die Möglichkeit, in Europa ein gemeinsames deutsch-sowjetisches Forschungszentrum zu gründen. Das dürfe man sich einfach nicht entgehen lassen.

„Jawohl, man darf nicht nur an sein eigenes wissenschaftliches Interesse denken", unterstützte ihn Kolzow.

„Bisher sind russische Wissenschaftler meist ins Ausland gefahren, um zu lernen", argumentierte Semaschko, „sei es, um von einer Koryphäe zu profitieren, sei es, um sich eine Methodik anzueignen, eine Apparatur kennenzulernen – diesmal aber laden sie einen russischen Genetiker zu sich ein, der ein genetisches Labor einrichten und faktisch die Mitarbeiter unterweisen soll – und zwar keine Zulus, sondern Deutsche."

Die Situation war natürlich von schmeichelhafter Einmaligkeit: Ein junger russischer Wissenschaftler von 25 Jahren fährt nach Deutschland, bringt russische „Früchte der Gelehrsamkeit" in das Land, aus dem man solche Früchte stets bezogen hat.

Kolzow hatte noch ein anderes Motiv.

„Dort brauchen Sie zu keinen Vorträgen zu hetzen, sondern haben ein festes Gehalt und werden sich ganz der Forschung, der Genetik, widmen können, also der Wissenschaft und nichts anderem. Und die Vorbereitungsperiode? Es sind doch Deutsche, bei denen herrscht Ordnung – ein Schlüsselwort dort, wie man weiß. Was gesagt wird, wird auch gemacht, und was einmal gemacht ist, braucht nicht mehr geändert zu werden. Die neue Tätigkeit wird Sie von jeglicher Überlastung befreien und Sie aller störenden Sorgen entheben. Und daß es Ausländer sind – Sie können doch Deutsch."

Deutsch konnte er gut, Deutsch und Französisch. Das Gymnasium und die Privatlehrer hatten das Ihre getan. Was jedoch die Unterweisung von Ausländern anging, hatte Semaschko nicht ganz recht – es war auch früher schon vorgekommen, daß Russen ins Ausland fuhren, um eine Lehrtätigkeit auszuüben. Man brauchte nur Koljuschas Vater Wladimir Nikolajewitsch Timofejew-Ressowski zu nehmen. Sein Vater hatte die physikalisch-mathematische Fakultät der Petersburger Universität absolviert. 1871 reiste er nach Mittelasien, um eine Sonnenfinsternis zu beobachten. Statt dessen sah er sich aber im Lande um und war entsetzt über die Verhältnisse, die er dort vorfand. Wie Radistschew war er tief erschüttert, aber nicht über die Leiden der Menschen, sondern über den Zustand der Straßen und die hinterwäldlerische Wegelosigkeit, von der Finsternis und Rückständigkeit, Kulturlosigkeit und Rechtlosigkeit herrührten. Tausende Kilometer weit keinerlei Verkehrsmittel! Das traf ihn so, daß er die Astronomie und seine Wissenschaftslaufbahn an den Nagel hängte. Seine Dissertation verteidigte er noch glänzend, doch danach fuhr er zur Verwunderung und zum Bedauern seiner Bekannten nach Petersburg und ließ sich im soeben reorganisierten Ingenieurinstitut für Verkehrswesen einschreiben. Er studierte dort rein ingenieurtechnische Fächer, schloß das Institut ab und begab sich unverzüglich zum Eisenbahnbau. Von da an baute er eine Eisenbahnstrecke nach der anderen, bahnte gleichsam Werst um Werst den Weg zum künftigen Rußland. Die Eisenbahn war für ihn ein Mittel, um die russische Zurückgebliebenheit, die Unwissenheit und Armut des Volkes zu überwinden. Sein erster selbständiger Bauabschnitt lag in Sibirien, es war der nördliche Beginn der großen sibirischen Strecke Jekaterinburg–Tjumen. Sein letzter war die Strecke Odessa– Bachmatsch, mit einer für die damalige Zeit bedeutenden technischen Leistung – einer Brücke über den Dnepr. Danach, Weihnachten 1913, starb er. Insgesamt baute er rund 16 000 Werst Eisenbahnstrecke. Unter anderem auch die von Elton nach Baskuntschak, die am Wolgahafen endete. Keine große Strecke, aber eine besondere: Sie verlief durch Salzwüste und erforderte die Lösung entsprechender bautechnischer Probleme. Nach ihrer Fertigstellung wurde Koljuschas Vater von einer englisch-französischen Gesellschaft nach Nordafrika eingeladen, wo eine Bahnlinie von Marokko bis zur Saharagrenze gebaut werden sollte. Die Leitung lehnte er ab, er wollte nur Konsultant sein. Bei uns zu Hause kenn ich die Gauner, sagte er, da weiß ich, wie ich sie zu nehmen habe, aber mit ausländischen will ich mich nicht mehr abgeben. Leider interessierte Vaters Arbeit Koljuscha damals wenig, vielleicht weil der Vater immer unterwegs war und er ihn selten zu Gesicht bekam. Er wurde geboren, als sein Vater fünfzig war. Woran er sich gut erinnerte, das waren Vaters Geschichten von der Jagd auf Elefanten, Antilopen und Geparden in Afrika.

Es lag also sozusagen schon in der Timofejewschen Familientradition, ins Ausland zu fahren und Ausländer zu instruieren. Lelka schloß sich Kolzows und Semaschkos Argumenten an.

„Wenn man bis achtundzwanzig nichts Wesentliches in der Wissenschaft geleistet hat, wird man nie was leisten", sollte er später schonungslos den Jüngeren predigen. Ein erbarmungsloser Satz. 1925 blieb ihm sozusagen noch etwas Zeit. Außerdem hatte er schon einiges geleistet. Ob es aber Wesentliches war? Er wußte, er war nahe daran, etwas zu packen, er war in Hochform, die Arbeit lief auf vollen Touren... Daß ihn in Deutschland keine Lehrtätigkeit zwecks Broterwerb mehr ablenken würde, gab den Ausschlag. Er willigte ein.

Deutsch von Erich Ahrndt
Redaktionell gekürzt

Tatjana Fiwowarowa lebt mit ihrem Mann Wladimir (Foto unten) auf Kap Tscheljuskin, dem nördlichsten Punkt des asiatischen Festlandes. Meist von Eis eingeschlossen, werden die hier arbeitenden 90 Menschen vorrangig aus der Luft versorgt. FREIE WELT besuchte das Ehepaar. Und Tatjana erzählte:

Viel Basalt und wenig Grün

Meinen Wolodja lernte ich vor zweieinhalb Jahren in Sotschi kennen. Erst nach einigen Wochen verriet er mir, wo er zu Hause ist: am nördlichsten Ende der Festland-Welt, auf Kap Tscheljuskin. Dort ist er Meteorologe. Kurz darauf führte uns die Hochzeitsreise in die Eiswüste ans Taimyrufer. Mein noch frisches Diplom als Chemikerin nützte mir dort wenig. Seither ar-

beite ich als Telegrafistin im meteorologischen Observatorium „Akademik Fjodorow“ (Foto links). In den dunklen, stürmischen Monaten der Polarnacht bin ich oft froh, nur ein paar Schritte von der Wohnbaracke zum Telexraum zu haben. Für Wolodja und seine Kollegen ist das Leben hier jedoch noch viel schwerer. Täglich, gleich, welche Wetterunbilden herrschen, müssen sie sechsmal an die im Freien aufgestellten Geräte heran. Von ihren kontinuierlichen Beobachtungen und Datenübermittlungen hängen nicht nur zuverlässige Voraussagen für die Männer auf dem Nördlichen Seeweg ab, sondern auch die Richtigkeit der Prognosen für weite Teile des Nordens unserer Heimat. Um das Wetter hier kreisen unsere Gedanken zuerst, es ist uns Fluch und Freude, für jeden aber die wichtigste Aufgabe... Ich empfinde das Leben im äußersten Festlandsnorden als entbehrungsreich und anstrengend. Lediglich Ende Juni zwängt sich neben dem Pfad zur Radarstation ein wenig Grün durch den steinigen Boden. Doch unsere Vorgänger hatten es noch schwerer als wir. Unser arktisches Mini-Museum läßt ihre extremen Lebensbedingungen erahnen. Heute sind wir etwa neunzig Leute auf dem Kap, alles Menschen mit starkem Charakter. Seit zwei Jahren haben wir einen kleinen Kindergarten. Das ist eine Beruhigung für mich, denn – so hoffe ich – unser kleines Zimmer muß sicher auch mal für drei ausreichen. Zu unserem Komfort gehört Zentralheizung in allen Räumen, eine Wasserleitung, ein kleiner Sportsaal, eine Bibliothek und unsere Disko. Die Küche garniert die Mahlzeiten mit Radies und grünem Salat aus dem jüngst gebauten Treibhaus. Wenn die Tage heller werden, wandern wir hier manchmal zum Basaltfelsen am allernördlichsten Punkt (Foto oben). Vom Nordpol trennen uns „nur“ noch die Inselgruppe Sewernaja Semlja und knapp tausend Kilometer dichte Eisfelder. Hier bei uns steht seit 1742 die schwarze hölzerne Vermessungssäule von Semjon Tscheljuskin, dem russischen Polarforscher, der diese Küste erstmals kartierte. Nach ihm wurde unsere Wahlheimat benannt. Wenige Schritte weiter, neben dem Grenzpfahl, erinnert ein Steinobelisk an Amundsens opferreiche Expedition von 1918–1920. Was wir uns wünschen? Ein wenig mehr Zeit zum Lesen. Und daß Veränderungen auf der Station gut und schnell vorankommen. Jetzt endlich werden die seit Jahrzehnten hier angesammelten leeren Ölfässer wieder gen Süden transportiert, was früher keiner für nötig und möglich hielt. Unser Norden soll unberührt und sauber sein. Und mögen die Eisbären nicht wieder zwei Wochen unsere Station belagern! Vergangenes Jahr halfen nur noch Schüsse aus Leuchtpistolen, sie endlich zu vertreiben...

Aufgeschrieben und fotografiert von Volkmar Billeb

Damit Sie wieder aus der Hüfte kommen!

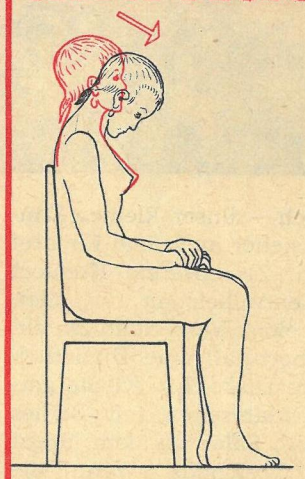
Ein Muskelkurs von OMR Prof. Dr. Arnold Großhans

Folge 7

Mobilisation der oberen Halswirbelsäule und der Kopfgelenke

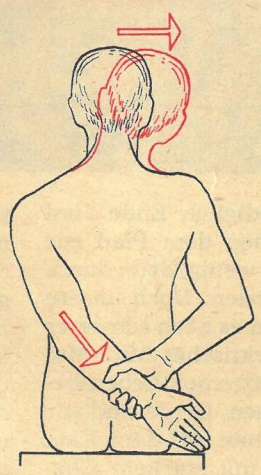
Rückenlage, kleines Polster unter den Kopf legen. Gesäß anspannen und langsam einatmen, Atem anhalten (10 Sekunden), ausatmen und locker lassen, 10 Sekunden Pause. Beim Ausatmen wird durch das Lockerlassen mit dem Kopf eine „Nickbewegung" ausgeführt. Diese Übung auch mit nach rechts und links gedrehtem Kopf durchführen.

Wie man sich hilft bei Schulter- und Nackenweh



Dehnung der Nackenmuskulatur

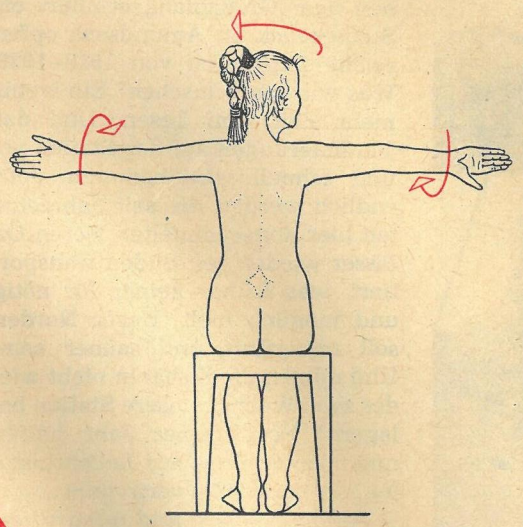
Sitzhaltung, Kopf in Normalhaltung, Blickrichtung für 10 Sekunden zur Stirn – ohne den Kopf zu bewegen, dann Blick nach unten richten und den Kopf auf das Brustbein sinken lassen. 10 Sekunden den Kopf entspannt hängen lassen.



Dehnung des großen oberen Schultermuskels

Stand oder Sitzhaltung, Kopf auf die nicht zu dehnende Seite neigen. Mit der Hand dieser Seite hinter dem Rücken den Arm der zu dehnenden Seite am Handgelenk fassen und schräg nach unten ziehen – 10 Sekunden lang mit gleichmäßigem, leicht ansteigendem Zug, dann 10 Sekunden entspannen.

Die Halswirbelsäule hat im Laufe der stammesgeschichtlichen Entwicklung dazu beigetragen, daß der Mensch aufrecht gehen und stehen kann. Damit wurden aber die Belastungsverhältnisse für diesen Bereich ungünstiger. Der „Vierfüßlermensch" trug den Kopf mehr nach vorn hängend, beim „Zweifüßlermenschen" lastet er mit seinem ganzen Gewicht direkt auf den Wirbelkörpern und Bandscheiben. Das macht diesen Wirbelsäulenabschnitt so empfindlich gegenüber ungünstigen Belastungen des Alltags wie zum Beispiel langes verkrampftes Sitzen. Die Beschwerden sind vielgestaltig. Schmerzen können vom Nacken aus in den Hinterkopf bzw. über den ganzen Kopf bis in die Stirn ausstrahlen. Hierbei können auch Schwindelerscheinungen sowie Verspannungen im Schulter- und Nackenbereich auftreten. Oder die Schmerzen strahlen über Schulter und Arm bis in die Finger aus. Ebenso verbreitet sind Blockierungen der Halswirbel. Solche Blockierungen kann die erste Übung lösen helfen, und sie wirkt damit auch gegen Nackenverspannungen und Kopfschmerzen. Da die Nackenmuskulatur stark zur Verkürzung und Verkrampfung neigt, ist es wichtig, sie zu dehnen. Das gleiche gilt für den großen oberen Schultermuskel. Wird man hingegen mehr von Schulter- und Armschmerzen geplagt, ist es von Bedeutung, die untere Halswirbelsäule und obere Brustwirbelsäule sowie die dazugehörige Muskulatur zu lockern, sie zu mobilisieren.
Um das Muskelgleichgewicht wieder herzustellen, sind auch Kräftigungsübungen für die erschlafften Muskeln dieses Abschnitts notwendig. Darüber mehr in der nächsten Folge.



Mobilisation der unteren Halswirbel- und oberen Brustwirbelsäule und der dazugehörigen Muskulatur

Stand oder Sitzhaltung, die Arme seitlich waagerecht ausstrecken, wobei ein Arm maximal nach außen, der andere maximal nach innen gedreht wird. Dabei den Kopf zur Seite des Armes drehen, bei dem der Daumen nach unten zeigt. Nun die Arme rhythmisch wechselnd und gegensinnig im Schultergelenk drehen, gleichzeitig den Kopf im gleichen Rhythmus zu der Seite drehen, wo der Daumen unten ist. Etwa 15 bis 20 Bewegungen ausführen.

Alle Übungen 3- bis 5mal täglich wiederholen.

Zeichnungen: Dr. Bernd Schönberger

Fladenbrot en gros

Ihre Brotvariationen in Heft 2/88 möchte ich noch erweitern. Wir haben in Tbilissi, der Hauptstadt der Georgischen SSR, Fladenbrot kennengelernt und im Bild festgehalten.

Fritz Martin, Torgau

In den südlichen Sowjetrepubliken ist Fladenbrot weit verbreitet. Verbrauchergewohnheiten und territoriale Backtraditionen spielen hierbei eine große Rolle. Fladenbrot ist entwicklungsgeschichtlich das älteste Brot der Menschheit. Erst viel später lernten die Menschen, Brot aus Gärteig zu backen. Die Sortenvielfalt des aus Weizenmehl gebackenen Fladen-

brotes ist ebenfalls groß. In Kasachstan wird es zum Beispiel mit Zucker und Pflanzenöl hergestellt. Usbekisches Fladenbrot enthält Sauerteig, der unter Zugabe von saurer Sahne gereift ist. Der berühmte armenische Lawasch wird aus feinsten Teigblättern gefertigt. Dogik, auch aus der Armenischen SSR, ist ringförmig mit einem Loch in der Mitte.

Ihr Leserforum

Wetterkapriolen

Merkwürdig, dieser ganz und gar schneelose Jahreswechsel 87/88 in unseren Regionen. Nicht minder seltsam die Baumwollernte im Schnee, wovon Sie ein Foto zeigten (KONKRET 25/87). Wie ist denn die ungewöhnliche Ernte ausgefallen?

Lilo Schulz, Berlin

Trotz der extremen Situation war doch das meiste zu retten. In Usbekistan zum Beispiel war die gesamte Bevölkerung aufgerufen, alle Kräfte für die Ernte einzusetzen. Städter, Studenten und Schüler folgten dem Ruf, um den wertvollen Rohstoff nicht verkommen zu lassen. Mühevoll mußte die Flockenlast von den Sträuchern geschlagen werden, langsam kämpften sich die Pflücker in den Schneemassen voran, sammelten mit klammen Fingern die Kapseln. Und obwohl „Frau Holle" mit ihrer Überraschung einigen Wirbel verursachte, konnten viele Kolchosen ihre Ernte verlustlos einbringen.

N. Gladkow

Tiefgestapelt

Der Druckfehlerteufel hat eine Null verschluckt! Die Mineraliensammlung der Bergakademie Freiberg umfaßt 70 000 Positionen und nicht 7000, wie im Beitrag „Schillernde Schönheit" (FW 2/88) vermerkt.

„Trassenkunde"

Ihr Trassenbericht „14 Nähte in der Taiganacht" (FW 1/88) hat mich an unseren Studentensommer im vergangenen Jahr erinnert. Unser Einsatzort war Tschaikowski, eine Kreisstadt im Vorural. Wie es dort auf der Baustelle aussah, hat mein Freund Thomas Lietz im Bild festgehalten. Untergebracht waren wir in Neubauwohnungen, jetzt Bauarbeiterunterkünfte. Mit dem Komfort hatte keiner gerechnet. Ebenso große Klasse die Verpflegung. Die Arbeit hatte es allerdings in sich. Vor allem die ersten Tage der Eingewöhnung forderten Kräfte. Zwölf Stunden hatte ein Arbeitstag, und in der Woche gab es sechs davon, manchmal auch sieben. Doch gedrückt hat sich keiner. Auch nicht, wenn es mal Probleme gab. Die ersten Blasen waren nachher schnell vergessen. Zumal wir uns gut in die Arbeitskollektive eingelebt hatten – als Dachdecker, Maler, Rammer, Tischler, Maurer, Lagerarbeiter oder Technische Zeichner. Bei der gemeinsamen Arbeit, beim Sport, beim Feiern vergingen die sechs Wochen viel zu schnell. Und jeder von uns hat, glaube ich, einiges dazugelernt.

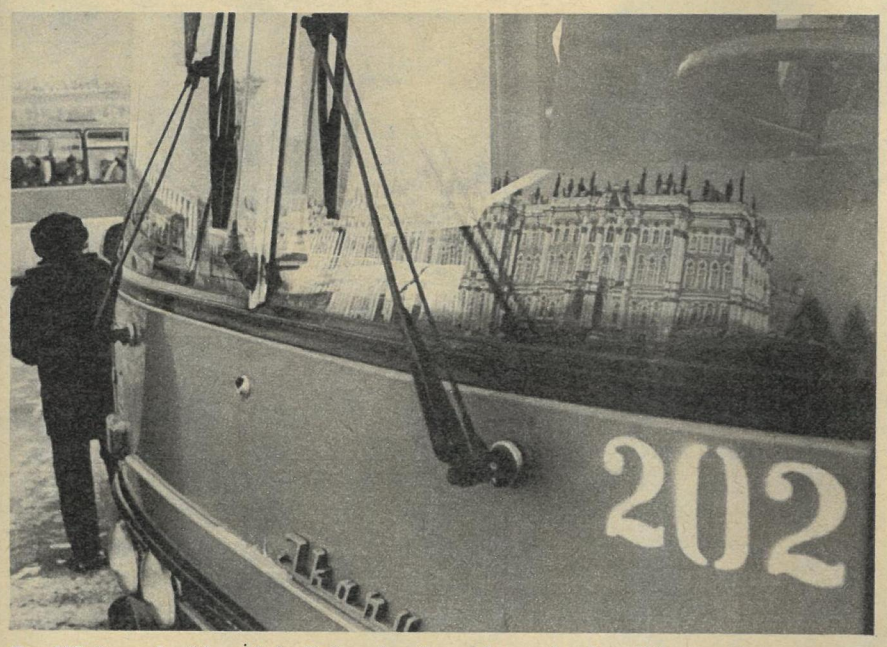
Frank Herzog, Berlin

Preisfrage

Heft 4/88

Welchem Auto wurde im Fernen Osten der UdSSR ein Denkmal gesetzt und wie heißt der Ort?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 7/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 2. März 1988. Auflösung von Heft 1/88: 2,5 Millionen Fahrgäste. Wir gratulieren Heike Schroll, Stadtlengsfeld.



Der Winterpalast im winterlichen Leningrad – auf spiegelblanker Scheibe mitgebracht von Friedrich-Rudolf Nagel, Wolfen

Sie fragen wir antworten

Heute: Ein irrer Duft von frischem Grün

Die Mir-Besatzung hat doch bestimmt auch im All Weihnachten gefeiert. Bitte wie? Ich kann mir nicht vorstellen, daß in der Raumstation eine Kerze brennt.

Marc Barthel, Kamsdorf

Eine zusammenklappbare Kunststoff-Tanne mit elektrischen Kerzen gehört zur Standard-Ausrüstung der sowjetischen Orbitalstationen. Während der sich über viele Monate erstreckenden Langzeitflüge der Stammbesatzungen, die nun zur Regel geworden sind, kommt es vor, daß Kosmonauten den Jahreswechsel in der Schwerelosigkeit feiern. Da wird nach russischer Tradition das Jolkafest begangen, und in Salut und Mir gehen die Kerzen an. Juri Romanenko, der jetzt 326 Tage im Orbit war und am 29. Dezember 1987 zur Erde zurückkehrte, erlebte den Lichterglanz in Mir nicht mehr, denn zu unserem Weihnachtsfest werden dort die Kerzen nicht angezündet. Aber Juri Romanenko kennt die Jolka-Stimmung im All. Schließlich beging er mit seinem Bordingenieur Georgi Gretschko an Bord von Salut-6 den Jahreswechsel 1977/78 im Orbit. Es war das erste Mal, daß in der Erdumlaufbahn ein Lichterbaum leuchtete und die künstliche Tanne mit einem Nadelaroma besprüht wurde. Kurz vor der Rückkehr zur Erde von seinem jetzigen elfmonatigen Rekordflug funkte er in das Flugleitzentrum „Sarja": „Ein Jolkafest in der Schwerelosigkeit reicht mir. Ich möchte nach so langer Zeit wieder einmal den Duft echter Tannen schnuppern." So landete er drei Tage, bevor in Mir die Jolka aufgestellt wurde. Romanenkos Ablösung, der neue Kommandant Wladimir Titow und dessen Bordingenieur Mussa Manarow, begingen nun den Jahreswechsel 1987/88 im All. Genau zehn Jahre nach Juri Romanenko. Natürlich bei elektrischem Kerzenlicht, denn offenes Feuer darf nicht entzündet werden. Streichhölzer bekommen Kosmonauten erst auf der Erde wieder in die Hände.

Karl-Heinz Eyermann

Und: In Kanada war Puck-Premiere

Bei den Olympischen Winterspielen 1984 in Sarajevo wurde ja die UdSSR Eishockeysieger. Wann fand eigentlich das erste internationale Spiel einer sowjetischen Auswahl statt, und wann das erste Eishockeyspiel überhaupt?

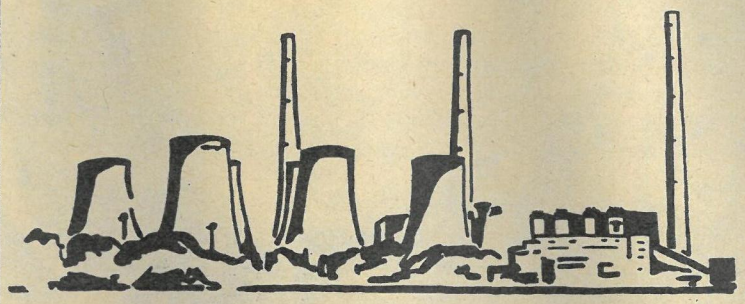
Karlheinz Hopf, Berlin

Als erstes „richtiges" Spiel mit einem Puck gilt ein Eishockeyspiel im März 1875 im Montrealer Eisstadion „Viktoria". Das erste urkundlich belegte Spiel war ein Wettkampf im Jahre 1881, ebenfalls in Montreal. Offizielle internationale Premiere einer UdSSR-Mannschaft war am 29. Januar 1954. Damals wurden die Finnen mit 8:1 besiegt. Schon zwei Jahre später wurde die UdSSR in Cortina d'Ampezzo erstmals Olympiasieger, übrigens mit weltberühmt gewordenen Spielern wie Putschkow, Sologubow, Babitsch, Schuwalow und Bobrow.

Hans Richard Vollbrecht

Redaktion: Ingrid Buchholz; Foto: Thomas Lietz

Strom, das Blut der Volkswirtschaft



Das VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke braucht auch Dich!

Für die Bedienung, Wartung und Instandhaltung modernster Energieerzeugungsanlagen stellen wir in unseren Kombinatsbetrieben **Spezialisten, Fachkräfte und ungelernte Arbeitskräfte** ein.

Insbesondere suchen wir:

- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure, Elektromaschinenbauer, BMSR-Mechaniker**
- **Werkstoffprüfer**
- **Ingenieure, Ökonomen, Meister und Sachbearbeiter sowie alle, die Kraftwerker werden wollen.**

Wir gewähren:

- Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag Energie
- jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit
- Jahresendprämie
- Montagegeld
- kostenloser Berufsverkehr
- kostenlose Unterbringung in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung
- Wohnungsbereitstellung nach Dringlichkeit und betrieblichen Schwerpunkten
- umfangreiche Ausbildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten aller Studienformen
- vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung, einschließlich der Bereitstellung von Urlaubs- und Kinderferienplätzen in den betrieblichen Ferieneinrichtungen.

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinat Braunkohlekraftwerke, Sitz:

VEB Instandsetzung Kraftwerke
Arbeitskräfteberatungszentrum
Postfach 13
Cottbus, 7500

Wir erwarten Sie auch zu persönlichen Informationsgesprächen in unserem Arbeitskräfteberatungszentrum, Karl-Marx-Str. 13, im Arbeiterwohnheim – Nähe Hotel „Lausitz" – zu unseren Sprechzeiten:

Dienstag 9–11 Uhr und 13–18 Uhr
Donnerstag 9–11 Uhr und 13–16 Uhr
Freitag 7–12 Uhr

Außerhalb der Sprechzeiten nach telefonischer Vereinbarung,
Telefon: Cottbus 61 43 48.

Weiterhin können Sie sich direkt in den Kaderabteilungen der Kombinatsbetriebe bewerben:

- **VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde – Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck" –, Sitz Peitz, 7520**
- **VEB Großkraftwerk Boxberg, Boxberg, 7586**
- **VEB Kraftwerke Lübbenau/Vetschau, PSF 17, Lübbenau, 7543**
- **VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft", Hagenwerder, 9805**
- **VEB Kraftwerke „Elbe", Vockerode, 4401**
- **VEB Kraftwerk Thierbach, Espenhain, 7204**
- **VEB Instandsetzung Kraftwerke, Peitz, 7520**
- **VEB Reparaturwerk „Clara Zetkin", PSF 109, Erfurt, 5010**
- **VEB Pumpspeicherwerke Hohenwarte, Hohenwarte, 6801**

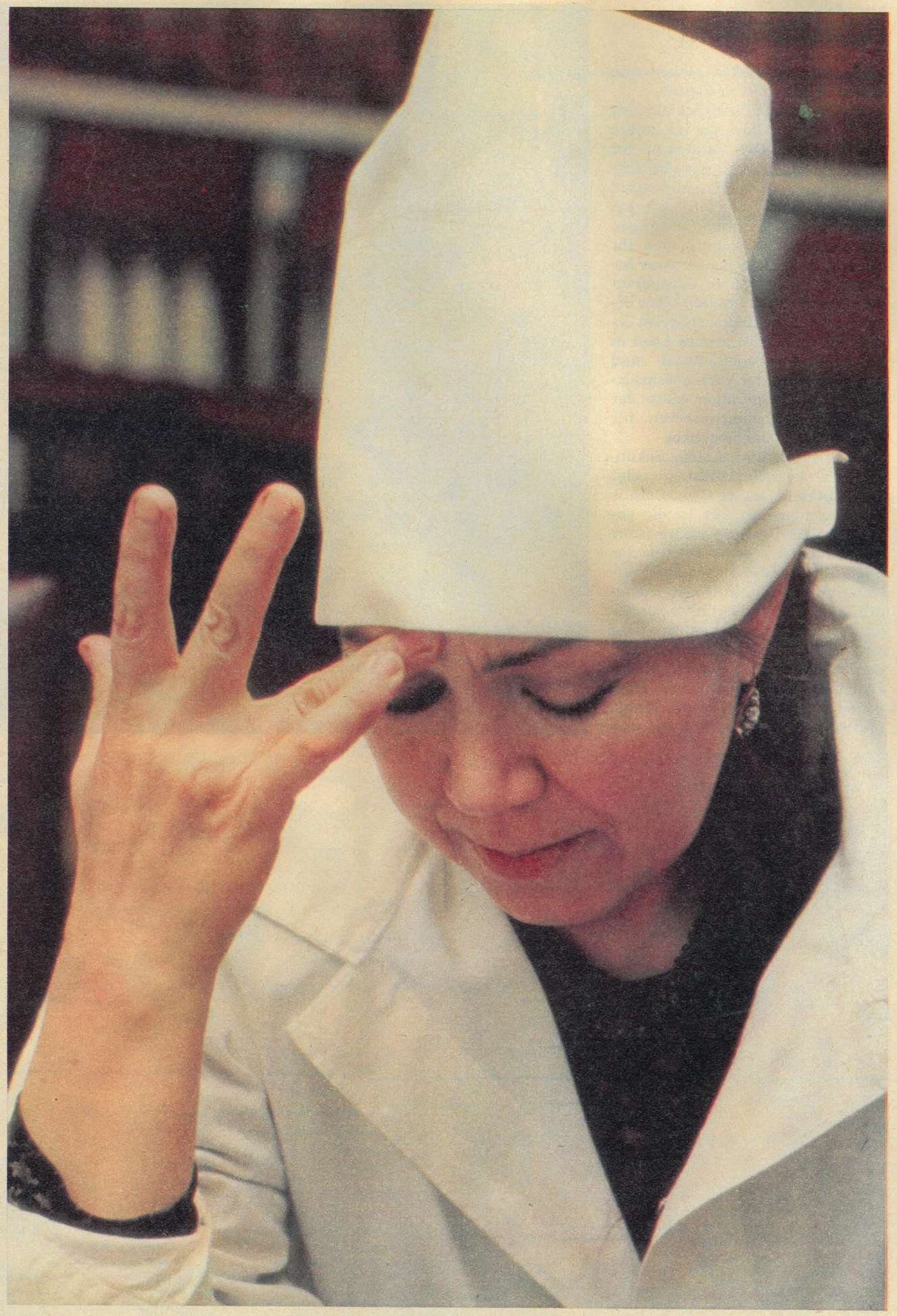
Reg.-Nr. 159/IV/87

KRANKE HERZEN IM

Kälteschlaf

Diesen kleinen Jungen hat Professor Jelena Litassowa (Foto rechts) operiert. Noch hängt er wie gefesselt an den Apparaten, die ihn am Leben erhalten, ihn beatmen und versorgen. Wird das Kind den schweren Eingriff überstehen? Etwas Ungewöhnliches geschieht im Nowosibirsker Forschungsinstitut für Kreislaufkrankheiten: Die Chirurgen operieren am stillstehenden Herzen ohne Herz-Lungen-Maschine. Wie sie diese Methode praktizieren, erlebten die FREIE WELT-Reporter Sonnhild Kutschmar (Text) und Detlev Steinberg (Fotos).

Der Beitrag entstand mit freundlicher Unterstützung von APN.



Alles ist vorbereitet. Grüne Tücher verdecken den in Eis eingebetteten Körper des kleinen Patienten. Im geöffneten Brustkorb schlägt rhythmisch das Herz, 31 Grad Celsius zeigt das Digitalthermometer. Um den achtjährigen Jungen stehen drei junge Ärzte, das noch unvollständige Operationsquartett. Es wartet auf die „erste Geige", die Chefchirurgin Professor Jelena Litassowa. In tiefer Narkose liegt der Kranke. Während seine Körpertemperatur in dreißig Minuten von 37 auf 26 Grad Celsius gesenkt wird, bereiten Schwestern Scheren, Pinzetten, Tupfer, Fäden in Reichweite des Operationsteams vor.

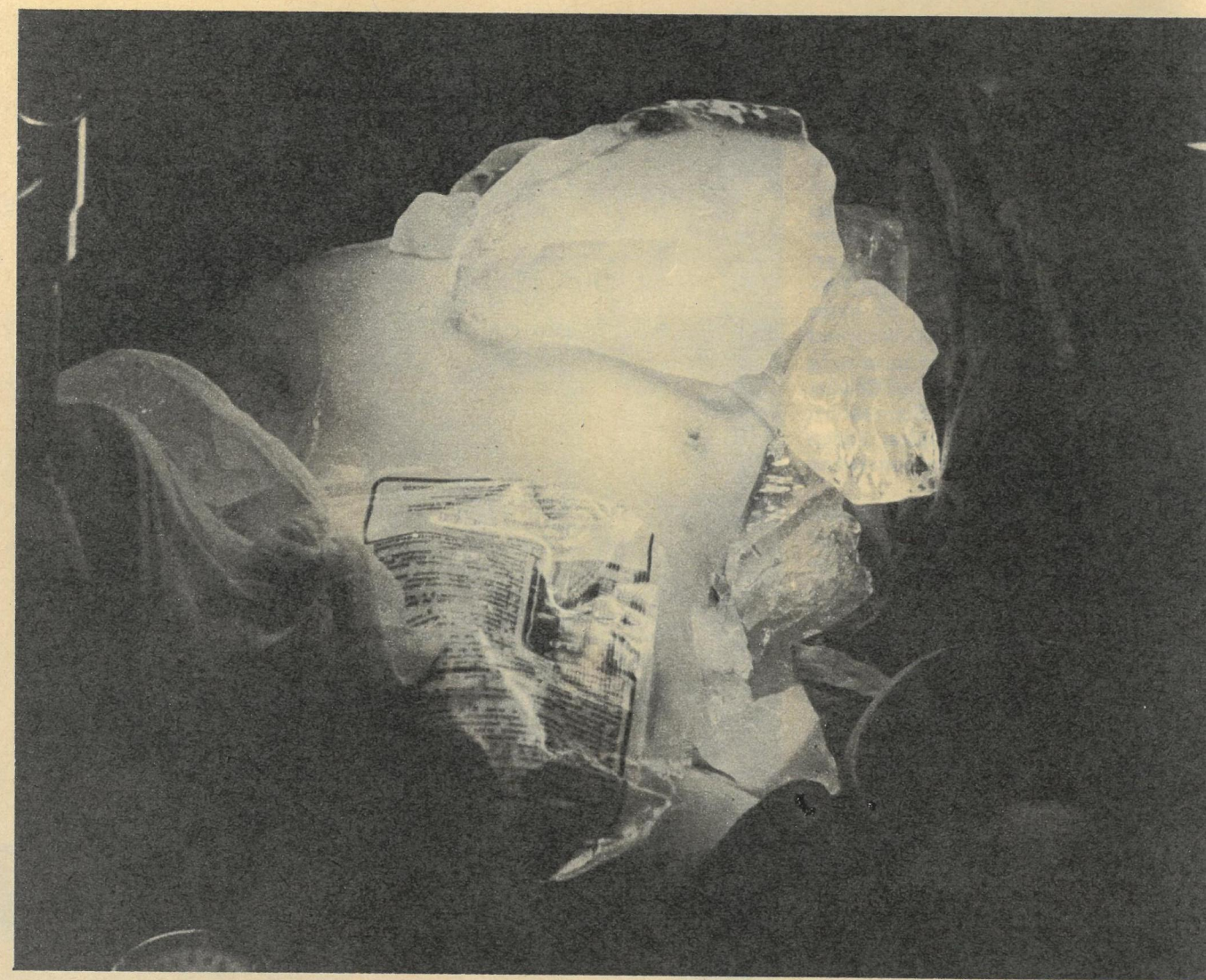
Jelena Litassowa kommt, drosselt sofort die zum Herzen führenden Adern. Unterbricht den Blutkreislauf. Immer langsamer schlägt das Herz und steht nach vier Minuten schließlich still. Normalerweise hätte das verheerende Folgen: Hirntod nach etwa drei bis fünf Minuten. Nicht aber im „Kälteschlaf". Durch die Unterkühlung wird der Sauerstoffbedarf des Menschen so stark vermindert, der Stoffwechsel fast völlig zum Erliegen gebracht, so daß der Arzt trotz kaum versorgtem Gehirn bis zu zwei Stunden Zeit zur Operation hat.

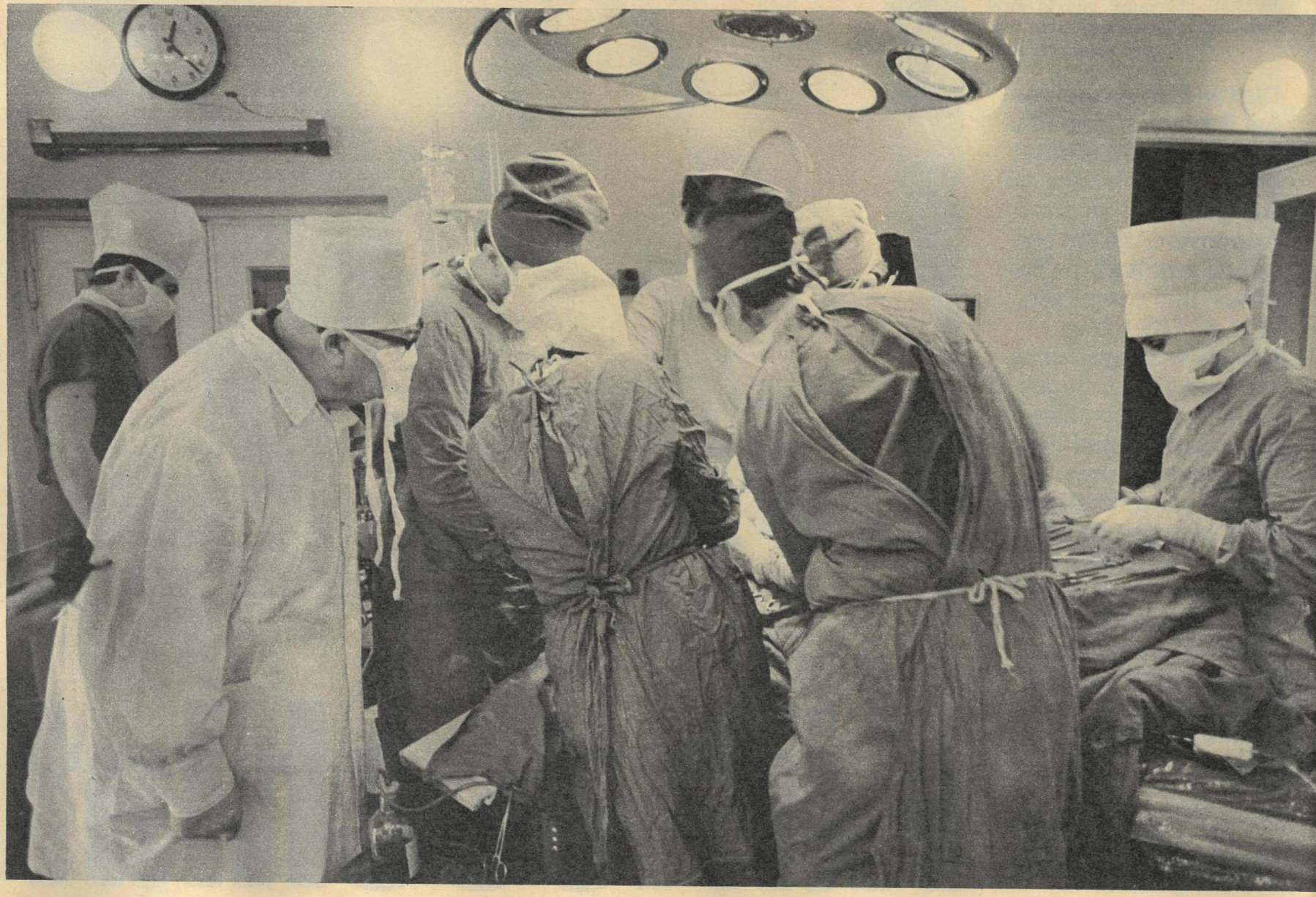
In das stillstehende Herz gibt die Chirurgin einige Tropfen Konservierungsflüssigkeit. Danach wird das Blut abgesaugt und in zwei Transfusionsflaschen geleitet. Das

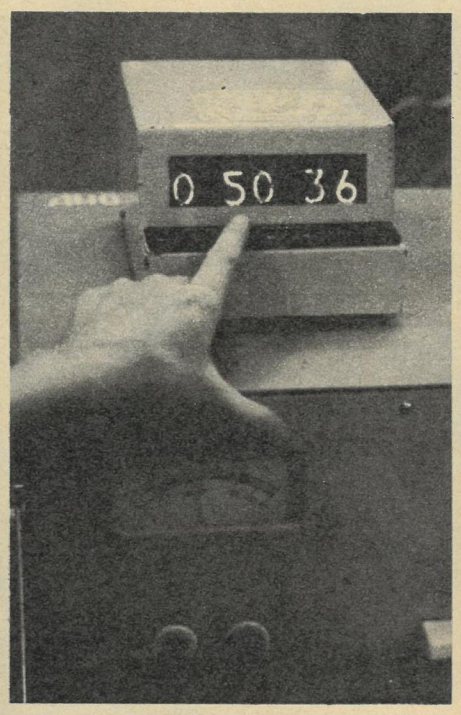
Fortsetzung Seite 48

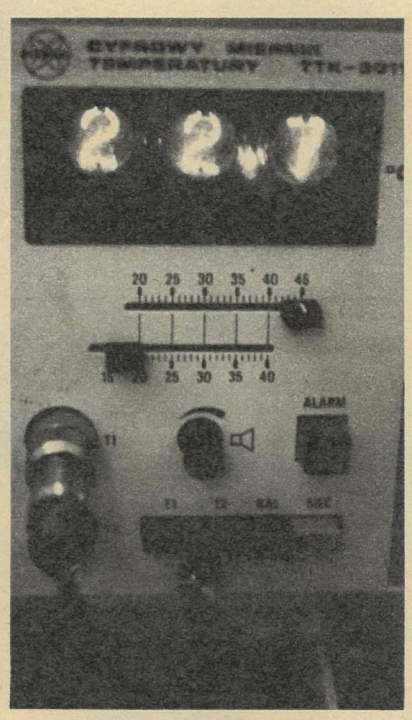
Kälteschlaf

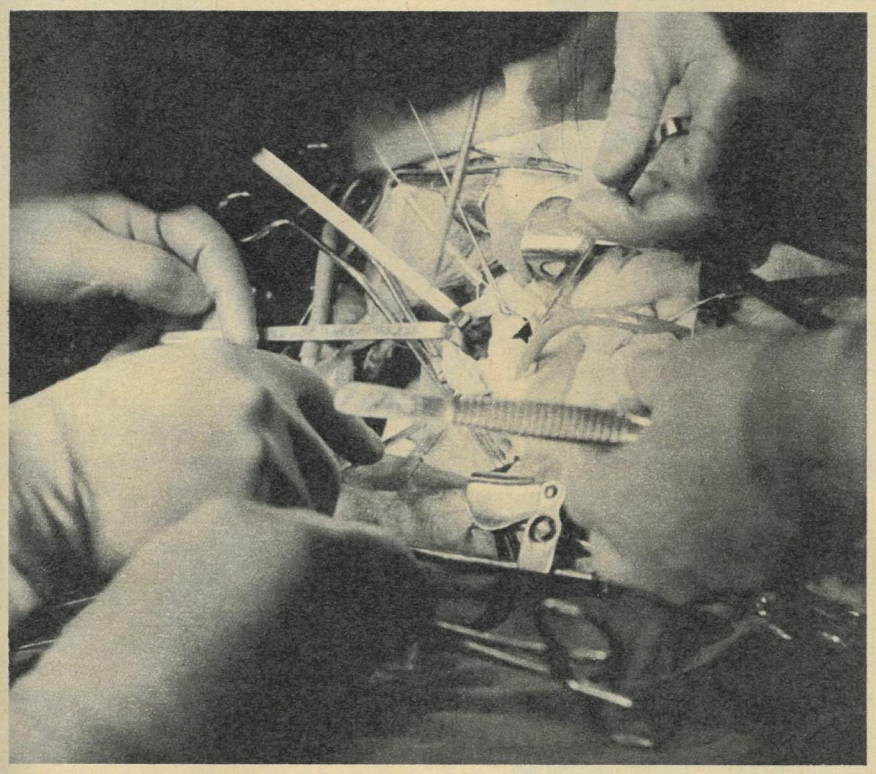
lebenswichtige Organ gleicht nun einem leblosen Stück Fleisch.
Durch ein kleines Loch schiebt sich der Finger der Chirurgin ins Innere des Herzens. Der Finger ist ihr Auge. Sie sieht damit wie ein Blinder, ertastet die Defekte und nennt sie „geradezu schrecklich". Aus den gründlichen Voruntersuchungen mit modernster Technik sind ihr diese angeborenen Fehler zwar bekannt, doch ihr wahres Ausmaß erkennt sie erst jetzt. Neben einer deformierten Herzklappe entdeckt Jelena Litassowa ein großes Loch in der Kammer-Scheidewand und auch Löcher in der Vorhof-Scheidewand. Ohne Operation hätte der Junge noch Lebensreserven für vielleicht zwei Jahre gehabt.
Fünf Minuten und dreißig Sekunden seit dem Herzstillstand zeigt die Digitaluhr an, 22 Grad Celsius das Thermometer. Das ist die augenblickliche Körpertemperatur des Patienten, gemessen in der Speiseröhre. Zügig, aber ruhig arbeitet das Quartett. Jeder Handgriff sitzt. Ein vorbereiteter runder weißer Kunststoffflicken, etwa so groß wie ein Fünfzigpfennigstück, wird auf das Loch gesetzt. Kurze krumme Nadeln ziehen acht Doppelfäden durch das Gewebe. Einige präzise Stiche, drei Knoten, und











Mit Eisstücken gekühlt wird der Patient etwa eine halbe Stunde vor dem Öffnen des Brustkorbes (Foto oben links).

Beim tiefen Kälteschlaf des Organismus arbeiten diese Chirurgen in der Nowosibirsker Klinik am offenen Herzen (Foto links und oben). Dabei sitzt ihnen die Zeit im Nacken. Ständig muß auch die Temperatur geprüft werden (Fotos ganz oben).

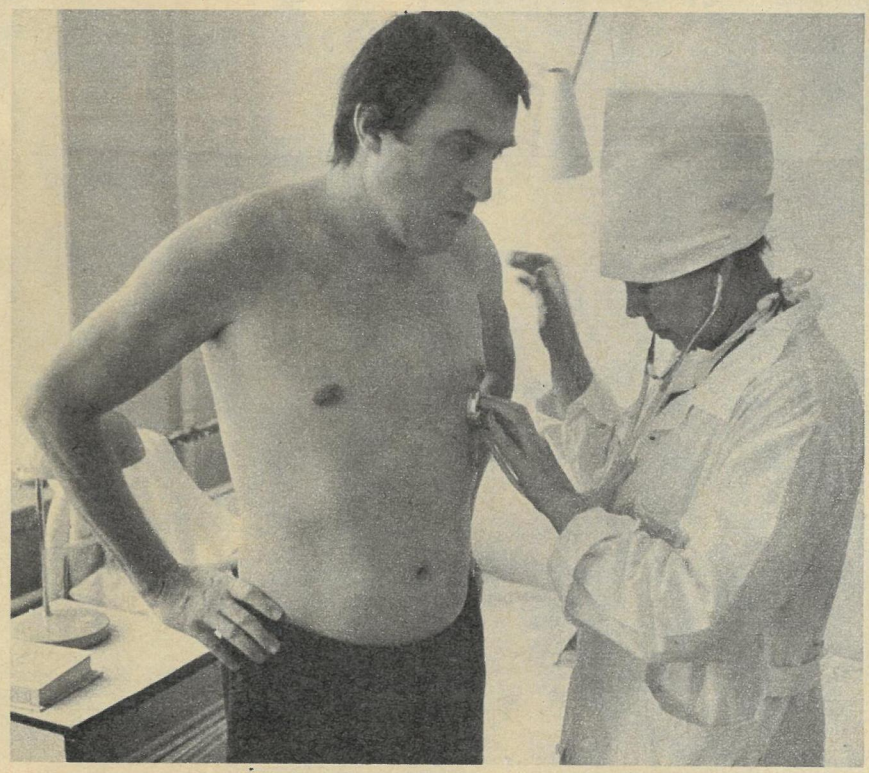
Geheilt entlassen wird der 38 Jahre alte Wladimir Lissenko aus Rostow. Jelena Litassowa kontrolliert seine Herztöne (Foto rechts).

---

der Faden wird abgeschnitten. Die Ärztin erläutert, daß sie gerade in der gefährlichen Zone des Herzens, der Nähe des Reizleitungssystems, arbeiten. Hier müsse man besonders sorgfältig vorgehen, um die Funktion des Organs nicht zu beeinträchtigen.
Nach dreiunddreißig Minuten und sechzehn Sekunden ist die Arbeit in der Gefahrenzone beendet. Alles ist gut gegangen. Zehn Minuten später sind auch die restlichen Löcher geschlossen. Kommentar der daneben stehenden Chirurgen: „Litassowa hat das Herz gestopft wie eine kaputte Socke." Sechsunddreißig Minuten zeigt die Digitaluhr, als das Herz zugenäht wird. Sein vorher abgesaugtes Blut, 750 Milliliter, bekommt nun das Kind über eine Transfusion zurück. Der Blutverlust ist bei Eingriffen im Kälteschlaf so gering, daß man meist ohne Spenderblut auskommt.
Die Wiederbelebung des Patienten beginnt. Während ein Arzt 40 Grad Celsius warme physiologische Lösung in den Brustraum gießt, massiert die Chirurgin das noch leblose Herz. Zusätzlich wird ein elektrischer Defillibrator angelegt. Die zwei löffelartigen Metallplättchen sollen durch Stromstöße den Herzmuskel reizen. Nach fünfundfünfzig Minuten ist es geschafft: Das Kinderherz schlägt wieder. Aufatmen ringsum. Durchatmen bei der Chirurgin. Sie geht in den nächsten Operationsraum, wo das nächste Ärztequartett, der nächste kleine Patient, auf die „erste Geige" warten. Und das zwanzig- bis dreißigmal in der Woche...

Dem Tierreich abgeschaut

Als Wegbereiter solcher Herzoperationen bei Unterkühlung – das Fachwort dafür heißt Hypothermie – gilt Professor Jewgeni Meschalkin. Der heute zweiundsiebzigjährige Direktor des Nowosibirsker Forschungsinstituts für Kreislaufkrankheiten berichtet, wie er zu dieser Methode kam. „Ende der vierziger Jahre begannen Ärzte in einigen Teilen der Welt, beispielsweise in Japan und Australien, Patienten bei Unterkühlung zu operieren. Die Idee dazu lieferte das Tierreich, den Winterschlaf. Bereitet sich eine Maus darauf vor, legt sie sich einen Vorrat an, rollt sich ein, senkt ihren Energieverbrauch, indem sie die Körpertemperatur herabsetzt. Wenn man den Menschen mit Wasser und Eis abkühlt, muß das doch ebenso funktionieren? Das war der zündende Gedanke." 1955 beginnt Meschalkin, der Schüler des legendären Moskauer Chirurgen Bakulew, mit Operationen unter Hypothermie. Damals konnte das Herz bei einer auf 28 Grad Celsius herabgesetzten Körpertemperatur maximal zehn Minuten angehalten werden. Nicht genug Zeit für einen schwierigen Eingriff. Doch Meschalkin läßt sich nicht entmutigen. Als er 1957 den Auftrag erhält, in Nowosibirsk ein herzchirurgisches Zentrum aufzubauen, führt er hier seine interessanten Forschungsarbeiten weiter.
Mehr und mehr in Vergessenheit gerät weltweit die Hypothermie, als der Amerikaner Gibbon die Herz-Lungen-Maschine erfindet. Sie gibt dem Chirurgen mehr Zeit für den schwierigen Eingriff am offenen Herzen. Denn eine Pumpe in der Maschine übernimmt jetzt die Funktion des Herzens. Das Blut wird über einen Oxygenator mit Sauerstoff versorgt. Während so der Blutkreislauf künstlich, außerhalb des Körpers, erhalten bleibt, hat der Arzt Ruhe, das kranke Herz zu operieren.
Was nun ließ Professor Meschalkin weiter hartnäckig an der Hypothermie festhalten? „Meine Überzeugung, daß mein Weg richtig ist. Es gibt viele Argumente dafür. Eins aber lieferte mir der Erfinder Gibbon damals selbst, als er sagte: ‚Wenn die Maschine zu laufen beginnt, beginnt der Mensch zu sterben.' So werden beispielsweise auch heute noch die roten Blutkörperchen mechanisch von der Maschine regelrecht zermalmt. Bluttransfusionen sind also immer eine notwendige Folge." Natürlich hat mit den Jahren die medizintechnische Industrie die Herz-Lungen-Maschine und die dazugehörigen sterilen Systeme stark verbessert. Doch dabei stiegen auch sprunghaft die Kosten für die Apparate und die Operation an. „Während eine Herzoperation mit der Maschine heute weit über 20 000 Dollar kostet, machen wir es hier in Nowosibirsk für 2500 Rubel", erläutert der Institutsdirektor. „Natürlich operieren wir bei bestimmten Erkrankungen auch mit der Herz-Lungen-Maschine. Aber wir folgen nicht dem Trend anderer kardiochirurgischer Zentren der Welt (allein in den USA gibt es davon über dreihundert), die nach höchster Technisierung ihrer Operationssäle streben. Wir sehen das nur als eine Möglichkeit an. Dagegen erzielen wir unsere Erfolge mit immer weiter vervollkommneten Methoden der Hypothermie und durch die Meisterschaft unserer Chirurgen."



Filigranarbeit am Herzen

Einen dieser Meister beobachten wir bei der komplizierten Arbeit,

Kälteschlaf

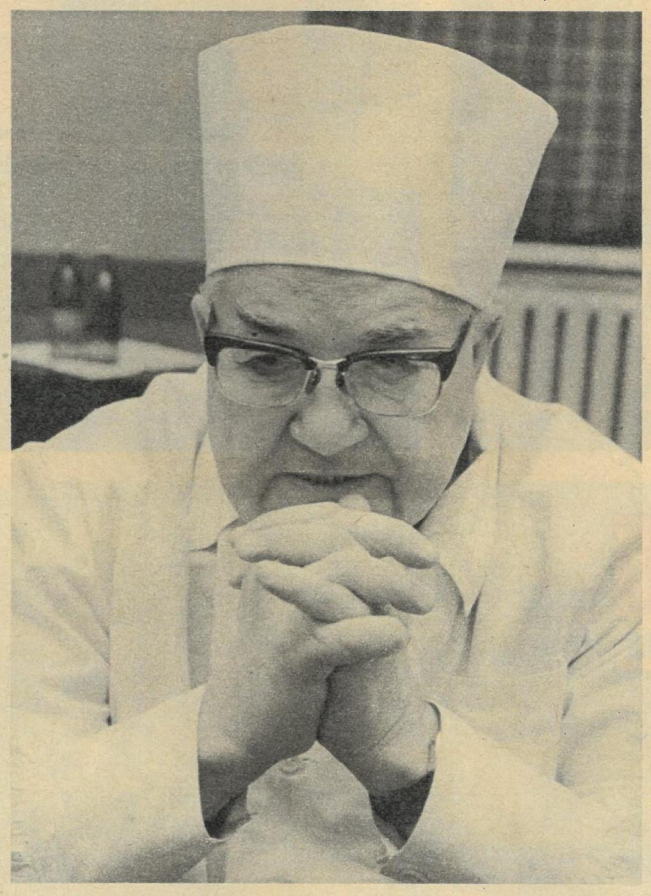
die Chefchirurgin, beste Schülerin und vierte Ehefrau Professor Meschalkins – Jelena Litassowa. Die zierliche, schlanke Ärztin mit dem dunklen Zopf wirkt erschöpft, als wir Gelegenheit haben, mit ihr zu sprechen. Sie bekennt: „Jede Operation verlangt meine ganze Anstrengung, mein ganzes Können, ein Höchstmaß an Intuition. Es gibt so viele unterschiedliche krankhafte Veränderungen des Herzens, daß es bisher nicht möglich war, alle lehrbuchmäßig zu beschreiben. Deshalb benötigen wir Phantasie, Vorstellungskraft, die jedoch auf tiefer Kenntnis begründet sein muß."

Mit einer Sonate von Beethoven vergleicht sie ihre Arbeit. Wie die Musik hat auch sie ihren inneren Rhythmus, ihr inneres Regime. Keine Eile ist ihr äußerlich anzuspüren, obwohl sie ja gegen die Uhr arbeitet. Früher noch mehr als heute saß ihr die Zeit im Nacken.

Vor 21 Jahren folgte die begabte junge Chirurgin aus Irkutsk dem Ruf Professor Meschalkins nach Nowosibirsk. Hatte sie bisher Eingriffe am Magen, an Niere, Schilddrüse und Galle vorgenommen, sollte sie hier ihr Können als Kardiologin erproben. „Bei solchen anstrengenden Operationen, die man vor 100 Jahren noch rundheraus ablehnte", meint sie, „verblaßt alles, was man im Leben für wichtig hält." Seit Mitte der siebziger Jahre hat sich Jelena Litassowa auch theoretisch mit der Hypothermie beschäftigt. Dreißig Minuten Zeit zur Operation bei 28 Grad Celsius blieben damals, vom Herzstillstand an gerechnet, jetzt sind es 90 bis 107 Minuten bei 22 bis 23 Grad. Das war möglich, weil sie und ihre Kollegen mit Hilfe immer wirkungsvollerer Medikamente erfolgreicher den Kältestreß bewältigten, mit dem ja jeder Körper auf solches Absenken seiner Temperatur reagiert. „Wir arbeiten daran, diese Fristen noch zu verlängern. Doch dazu braucht man Zeit", sagt die Chirurgin.

Der Verbesserung der Operationstechnologie gilt ihre große Aufmerksamkeit. Besonders die schwierigen sogenannten plastischen Eingriffe (dazu rechnen unter anderem der Ersatz von Herzklappen und das Wiederherstellen von Wänden im Herzen), sie sind oftmals die letzte Chance, um ein Menschenleben zu retten, sie erfordern vom Arzt filigrane Arbeitsschritte, die man geradezu trainieren muß. „Herzchirurgen sollten die Fingerfertigkeit von Juwelieren haben", grübelt Jelena Litassowa, „denn das lebenswichtige Organ ist beim Erwachsenen etwa faustgroß, bei Säuglingen hat es jedoch nur die Größe einer Nuß. Heute kann ich Operationen machen, die mir vor fünf Jahren noch nicht möglich gewesen wären."

Ihre Erfahrungen gibt Jelena Litassowa zur Zeit an zwölf junge Chirurgen weiter, die sie persönlich anleitet. „Ich muß noch warten, bis meine Schüler ‚erwachsen' sind. Dann will ich nur noch helfen und ein Buch über die Technologie der Herzchirurgie schreiben", plant die sechsundfünfzigjährige Ärztin, die Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR ist.



Als Nestor der Hypothermie in der Sowjetunion gilt Professor Jewgeni Meschalkin. Der Leninpreisträger, Mitglied der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR, ist Direktor des Nowosibirsker Forschungsinstituts für Kreislaufkrankheiten.

Engpaß Intensivstation

Bei der Herzchirurgie, besonders unter Hypothermie, ist das „Danach" von großer Bedeutung. Kritisch sind vor allem die ersten drei Tage nach der Operation. Erst dann weiß man, ob der Körper diese grobe Einmischung in seinen Stoffwechsel verkraftet, ob er wieder normal zu arbeiten beginnt. In diesen Tagen spielt der Anästhesist die größte Rolle. Von ihm werden ebenso Erfahrung und Intuition verlangt, denn oft geben selbst die präzise arbeitenden Apparate und Analysen nicht rechtzeitig genug über den Zustand des Patienten Auskunft.

Was wir – bedingt durch die Operationsmethode – an technischem Gerät in den OP-Sälen des Nowosibirsker Instituts vermißten, in der Kinderintensivstation sehen wir moderne Apparaturen in großer Zahl. An jedem Bettchen wacht eine Schwester über das Wohlergehen der kleinen Patienten.

Hier treffen wir auch den frischoperierten achtjährigen Jungen wieder, der noch in tiefer Narkose liegt. Mit anderen Schützlingen kann sich die Ärztin schon unterhalten. Ein kleines Mädchen – es wird bald in die Kinderabteilung verlegt – hat ihr ein Bild gemalt. Man sieht der Chirurgin die Freude an. Trotzdem bereitet die Intensivstation den Ärzten großes Kopfzerbrechen. „Es fehlt uns an Beatmungstechnik vor allem für Neugeborene, die wir bisher nicht operieren können", erläutert Professor Litassowa. Der jüngste Patient in Nowosibirsk war fünf Monate alt. Für Neugeborene mit Herzfehlern kommt dann oft jede Hilfe zu spät. Wäre ausreichend Technik zur Wiederbelebung und Beatmung vorhanden, könnten in den zwölf Operationssälen vierundzwanzig Chirurgenbrigaden arbeiten – im besten Sinne des Wortes wie am Fließband. Der sowjetische Gesundheitsminister Professor Tschasow hat Abhilfe zugesagt. Dem Gesundheitswesen sollen zwölf Milliarden Rubel zur Verfügung gestellt werden. Davon ist die Hälfte für moderne medizinische Geräte bestimmt. Die Nowosibirsker Ärzte wollen dann noch mehr Menschen ein menschenwürdiges Leben wiedergeben.

Konkurrenz der Methoden

Der Bedarf an Herzoperationen ist groß; weltweit größer als die klinischen Möglichkeiten. Jährlich kommen auf der Erde allein etwa 52 000 Kinder mit angeborenen Herzfehlern zur Welt, dazu die durch Krankheiten wie Virusinfekte oder Rheuma erworbenen Herzdefekte. In den fünfzig kardiologischen Zentren der Sowjetunion, die Professor Jewgeni Meschalkin übrigens als „viel zuwenig" bezeichnet, werden jährlich 10 000 Kinder operiert. In Nowosibirsk sind es 1500 pro Jahr, die Hälfte der hier operierten Kranken. Aber das ist noch immer nicht genug, denn die potentielle Zahl der Patienten beträgt allein in Sibirien 250 000. Ist es da verwunderlich, daß die Chefchirurgin Litassowa immer etwas übermüdet wirkt?

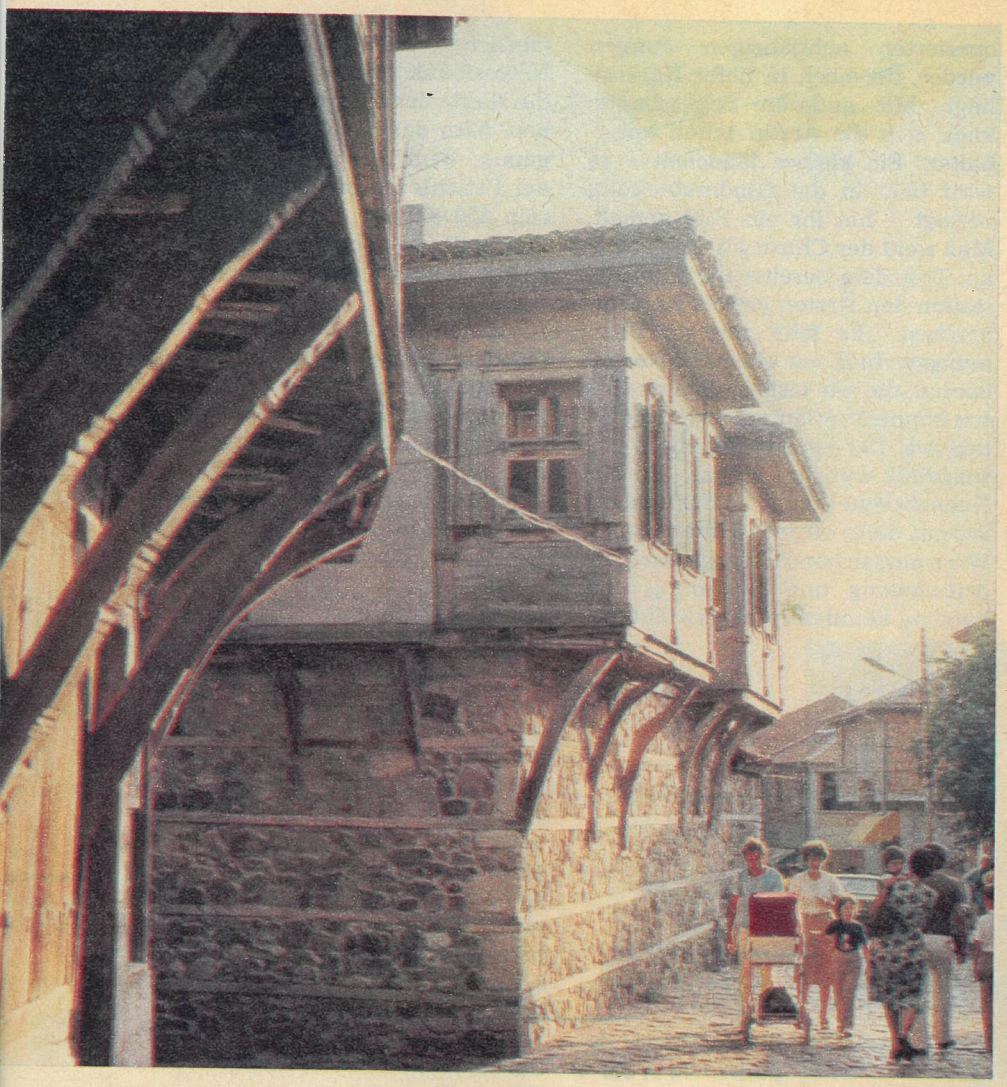
Als die beste Methode, einem Großteil der Kranken schneller als bisher und kostengünstiger helfen zu können, sieht Professor Meschalkin Operationen unter tiefer Hypothermie an. Siebenundfünfzig Prozent aller Herzoperationen, sagt er, werden heute in der Sowjetunion mit Hilfe der Hypothermie, also ohne Einsatz der Herz-Lungen-Maschine, ausgeführt. Das Nowosibirsker Forschungsinstitut mit seinen vielfältigen Aktivitäten, wie mit Vorträgen des Institutsdirektors im In- und Ausland, Weiterbildungskursen an der Klinik, hat selbst zur Verbreitung der Herzoperationen im tiefen Kälteschlaf beigetragen. Unter den Fachkollegen sind zahlreiche Verbündete gewonnen worden, die nun ihrerseits nach dieser Methode in Krankenhäusern in Pjatigorsk, Pensa, Krasnojarsk, Omsk, Tomsk, Minsk arbeiten. In Nowosibirsk, dem Leitzentrum, operiert man inzwischen nur noch die schweren Fälle.

Wir wollen vom Institutsdirektor abschließend wissen: Warum operieren Herzchirurgen in anderen Ländern, die auch über eine hochentwickelte Medizin verfügen, ausschließlich mit Hilfe der Herz-Lungen-Maschine? „Weil sie sich inzwischen so daran gewöhnt haben, daß sie diese Technik nicht mehr missen möchten. Bei unserer Art zu operieren ist die Maschine fast überflüssig – wir wenden sie in 30 von anderthalbtausend Fällen an. Vorteilhaft ist das Operieren unter Hypothermie vor allem auch für die Staaten, die bisher kaum über eigene Kapazitäten in der Medizintechnik verfügen, und das ist der größte Teil der Welt. Großes Interesse haben China, Indien, Kongo, Angola gezeigt. Die Chirurgen in der Mongolei operieren fast nur unter Hypothermie."

Die Herzchirurgen der DDR arbeiten bei kardiologischen Eingriffen mit der Herz-Lungen-Maschine. Sie wenden die Hypothermie anders an als in Nowosibirsk. Das Blut wird während der Operation in der Maschine gekühlt, um so ebenfalls die Lebensprozesse zu verlangsamen. In der „sibirischen Variante" des tiefen Kälteschlafs operieren sie sehr selten.

Nur die Fachwelt kann die beiden Methoden bewerten, kann entscheiden, was besser ist. Wir möchten jedoch nicht verhehlen, daß wir das Engagement und das Mitgefühl für die Patienten bewundern, das wir hier im Nowosibirsker Forschungsinstitut in allen Stationen der Betreuung von der Poliklinik bis zur Nachsorge gespürt haben.

Im Spielzimmer der Kinderabteilung können sich die kleinen Rekonvaleszenten die Zeit vertreiben (Foto linke Seite).



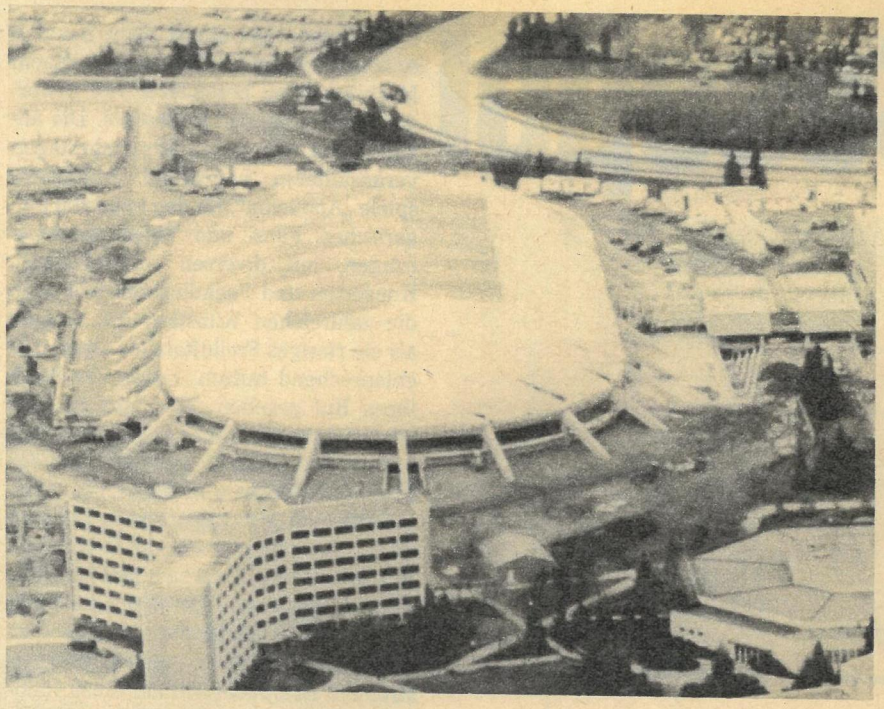
FREIE WELT

Tourismus

Sommers in Sosopol

Er ist inzwischen längst nicht nur den sonnenverwöhnten Bulgaren zu einem Markenzeichen besonderer Art geworden – der Sommer in Sosopol. Die alljährlich in den ersten Septembertagen veranstalteten nationalen Kulturfestspiele „Apollonia“ mit den neuesten bulgarischen Film- und Theaterinszenierungen, mit diversen Ausstellungen, Konzerten und Fachdisputen wie auch die zahlreichen Künstler, die Sosopol als ein riesiges Freiluftatelier sehen und entsprechend nutzen, haben der Stadt ihren Ruf gegeben. Von Jahr zu Jahr wächst auch die Zahl der Touristen aus unserer Republik, die sich die Stadt der Fischer, Seeleute und Maler mit ihren gemütlichen Privatquartieren und den nahen Campingplätzen zum Urlaubsziel gewählt haben. Zwischen Mai und Oktober beherbergen die 4000 Einwohner bis zu 40 000 Gäste, die aus dem Landesinneren oder dem Ausland hierherströmen. Das malerisch auf einer Halbinsel gelegene Fischerstädtchen südöstlich von Burgas scheint in der hochsommerlichen Reisezeit fast aus den Nähten zu platzen. Und dennoch findet jeder seinen Platz – an einem der stadtnahen Strände, auf den idyllischen, aber nicht ungefährlichen Klippen, in kleinen romantischen Buchten oder gar im Adams- und Evakostüm am „wilden“ Dünenstrand vor den Toren der Stadt. Die warmen Abende und Nächte in Sosopol bei Musik, Wein und Gesang in der Folklore-Gaststätte „Windmühle“ (Foto links) oder in einem der Hausgärten unter Feigenbäumen und Weinrebendächern, in Diskotheken unter freiem Himmel oder beim original-originellen „Uestenarki“-Feuertanz auf züngelnder Holzglut wird kaum jemand vergessen. Die engen, kopfsteingepflasterten Straßen und Gassen, durch die ein aromatisches Gemisch von Tschubriza, Knoblauch, Paprika und Rosen zieht, die oft nur wenige Meter auseinander stehenden, traditionell-bulgarischen Häuser geben dieser überaus lebendigen, komplett unter Denkmalschutz stehenden Stadt am Meer einen einmaligen Reiz. Auf Schritt und Tritt kann man den Spuren der Geschichte einer der ältesten Städte am Schwarzen Meer begegnen. 610 v. u. Z. von griechischen Siedlern unter dem Namen Apollonia gegründet, entwickelte sich der Stadtstaat mit eigenen Gesetzen und einer Bürgervertretung schon bald zu einem wichtigen Handelszentrum am Pontus Euxinus, dem Gastlichen Meer. Zahlreiche Amphoren und Anker im Stadtmuseum sowie auf Straßen und Plätzen Sosopols erinnern daran. Heute macht das Städtchen, in dem einst die etwa 13 Meter hohe Bronzestatue des Sonnengotts Phöbus Apoll gestanden hat, auch mit anderen Schlagzeilen von sich reden. Sosopol war Ausgangs- und Endpunkt von Weltumseglungen bulgarischer Sportler. Und um die kleine Insel „Sweti Iwan“ ist unlängst die zweite Unterwasserfarm Bulgariens für die industriemäßige Zucht der schmackhaften Schwarzmeer-Miesmuscheln fertiggestellt worden. Weiter ausgebaut wurde der beliebte Panoramaweg am Meer. Selbst für Stammgäste alljährlich neue Überraschungen.

Hans-Peter Gaul (Text und Fotos)



Wie schnell ist Calgary-Eis?

Mitte Januar kämpfte sich die Dresdnerin Andrea Ehrig im Kongsberger Stadion durch einen Flockenwirbel zu ihrem fünften Eisschnelllauf-Europameisterschaftstitel. – Und mit ihr rangen die Eismeister, um einerseits bei Temperaturen um null Grad ihre auf eine ganz durchschnittliche Tartanbahn aufgesprühte Eisfläche vor dem Wegschwimmen zu bewahren, andererseits,um sie auch nur ein wenig glatt zu halten. Beides erwies sich als schier aussichtslos. Mochten die Helfer ihre Schieber auch noch so schnell betätigen, am Ende war es wie im Märchen vom Wettlauf des Hasen mit dem Igel. Das war Eisschnellauf à la nature und nicht zu vergleichen mit dem, was die Besten der Welt bei den XV. Olympischen Winterspielen in Calgary zu erwarten haben.

Sechzig Jahre lang waren die Eisschnelläufer Wind und Wetter ausgesetzt. Die Wettkämpfer waren es gewöhnt, nicht nur mit den unmittelbaren Konkurrenten, sondern auch mit den Umweltbedingungen fertig werden zu müssen. Und der Zuschauer stand nicht selten von einem Bein aufs andere trampelnd an der Bahn, sich mit einer Hand die kalte Nase wärmend...

Doch Calgary 1988 schlägt ein neues Kapitel in einer der ältesten Wintersportarten auf. Zum ersten Mal in der olympischen Geschichte – und zum ersten Mal bei internationalen Meisterschaften – findet die Veranstaltung im Saale statt. Und nicht nur das: Die Erfahrungen von zwei Wintern, die in den Hallen von Calgary, Berlin und dem holländischen Heerenveen gewonnen wurden, lassen für Olympia eine Leistungsexplosion vermuten, die man noch vor kurzem nicht für möglich gehalten hätte. Die fünffache Europameisterin Andrea Ehrig, die unsere Republik in Calgary bereits das vierte Mal bei Olympischen Winterspielen vertritt, meint gar, daß jede Siegerleistung unter dem derzeit gültigen Weltrekord liegen wird. Wenn das eintritt, wäre es eine olympische Einmaligkeit.

Sechs Jahrzehnte war daran nicht zu denken, denn die Eisschnelläufer hatten sich mit dem abzufinden, was die Natur ihnen so anbot. Große Investitionen in ihre Wettkampfanlagen – dieser Sport gehört in der Mehrzahl der Länder nicht gerade zu den populärsten – hatte es nur selten gegeben. Stets war man auf Petrus' Hilfe angewiesen, um eine Eisfläche auf die Aschenbahn eines Stadions bringen zu können. Zweimal – 1936 in Garmisch-Partenkirchen der Rießersee und 1956 in Cortina d'Ampezzo der Misurina-See – war man sogar ganz an die Ursprünge der Sportart zurückgekehrt.

Eine neue Etappe stellten dann 1960 die olympischen Konkurrenzen im „Tal der Indianerfrau" – in Squaw Valley – dar. Erstmals wurde die 400-m-Eisbahn künstlich erzeugt. Und dabei blieb es bis 1984 in Sarajevo, wo die DDR-Eisschnelläuferinnen einen triumphalen Erfolg errangen: In vier Disziplinen gewannen sie neun der möglichen zwölf Medaillen.

Mit einem aber hatten sich alle Eisschnellauf-Generationen abfinden müssen: Wirklich gleiche Bedingungen für alle Wettkämpfer gab es wohl nur ganz selten. Schon die Startreihenfolge innerhalb einer Leistungsgruppe konnte entscheidend sein, ganz zu schweigen von den Stunden dauernden Langstrekkenläufen, in denen das Wetter oft genug Kapriolen zwischen Sonne und Schneesturm trieb.

Im „Olympic Oval" von Calgary werden sich solche Geschichten anhören, als ob die Großeltern aus ihrer Jugendzeit erzählen, wie sie bei Petroleumlicht die Abende zubrachten. Die Halle mit einer Gesamtfläche von neunzig mal 200 Meter auf dem Universitätsgelände der Olympiastadt wird in gleißendes Licht getaucht sein. Die 400-m-Bahn entspricht dem internationalen Standard, und sie rahmt zwei weitere Eisflächen ein, die – natürlich nicht bei diesen Olympischen Winterspielen – für Eishockey oder Eiskunstlauf-Wettbewerbe genutzt werden können. 4000 Zuschauer haben die Möglichkeit, den Wettkämpfen zuzuschauen.

Die Eislauf-Halle von Calgary, die sich nur zwanzig Meter über der Erde erhebt und deren riesige Fenster sie zu einem Palast machen, ist ein architektonisches Kleinod. Was für die Eisschnelläufer jedoch am wichtigsten sein wird, ist die erstmalige Chancengleichheit für alle Olympia-Teilnehmer. Wind kann es nun genausowenig geben wie Schnee, und die Kühlaggregate bieten allen Konkurrenten gleich gutes Eis.

Die Weltrekord-Prognosen der Andrea Ehrig beziehen sich aber noch auf andere Tatsachen: Das olympische Dorf befindet sich unmittelbar neben der Halle, so daß ein nur fünfminütiger Fußmarsch Kräfte für den Medaillenkampf spart. Und für einen zusätzlichen Effekt sorgen die Temperaturen und die Luftfeuchtigkeit – sehr wichtige Komponenten für die Eisgüte – in der Halle. Während der Weltcup-Wettbewerbe im Dezember 1987 zeigte die Quecksilbersäule zehn bis zwölf Grad plus, und die Luftfeuchtigkeit lag mit nur fünfzig Prozent überaus günstig. Mit Sicherheit wird im Februar von vollen Zuschauerrängen noch mehr Wärme ausgehen – und die Bahn schnell machen.

Doch wie das im sportlichen Wettkampf so ist, es wird wieder Gewinner und Verlierer geben, und demzufolge nicht jedermann vom Calgary-„Sahneeis" schwärmen. Die Qualität des Gefrorenen erhöht die Anforderungen an die Athleten, durch das schnelle Eis machen nahezu alle Starter einen qualitativen Sprung. Die Experten erwarten,

Karin Kania – die bisher erfolgreichste Eisschnelläuferin der DDR: Bei zwei Olympiateilnahmen 3 × Gold und 2 × Silber. Was erreicht sie in Calgary?

Die Eisschnellauf-Weltrekorde am Vorabend von Calgary '88

HERREN				
500 m	36,55 s	Nick Thometz (USA)	19. 3. 1987	Heerenveen/Halle
1 000 m	1:12,56 min	Pawel Pegow (UdSSR)	25. 3. 1983	Medeo
1 500 m	1:52,50 min	Igor Shelesowski (UdSSR)	5. 12. 1987	Calgary/Halle
5 000 m	6:43,59 min	Geir Karlstad (Norwegen)	5. 12. 1987	Calgary/Halle
10 000 m	13:48,51 min	Geir Karlstad (Norwegen)	6. 12. 1987	Calgary/Halle
DAMEN				
500 m	39,39 s	Christa Rothenburger (DDR)	6. 12. 1987	Calgary/Halle
1 000 m	1:18,11 min	Karin Kania (DDR)	5. 12. 1987	Calgary/Halle
1 500 m	1:59,30 min	Karin Kania (DDR)	28. 3. 1986	Medeo
3 000 m	4:16,76 min	Gabi Zange-Schönbrunn (DDR)	5. 12. 1987	Calgary/Halle
5 000 m	7:20,36 min	Yvonne van Gennip (Holland)	20. 3. 1987	Heerenveen/Halle

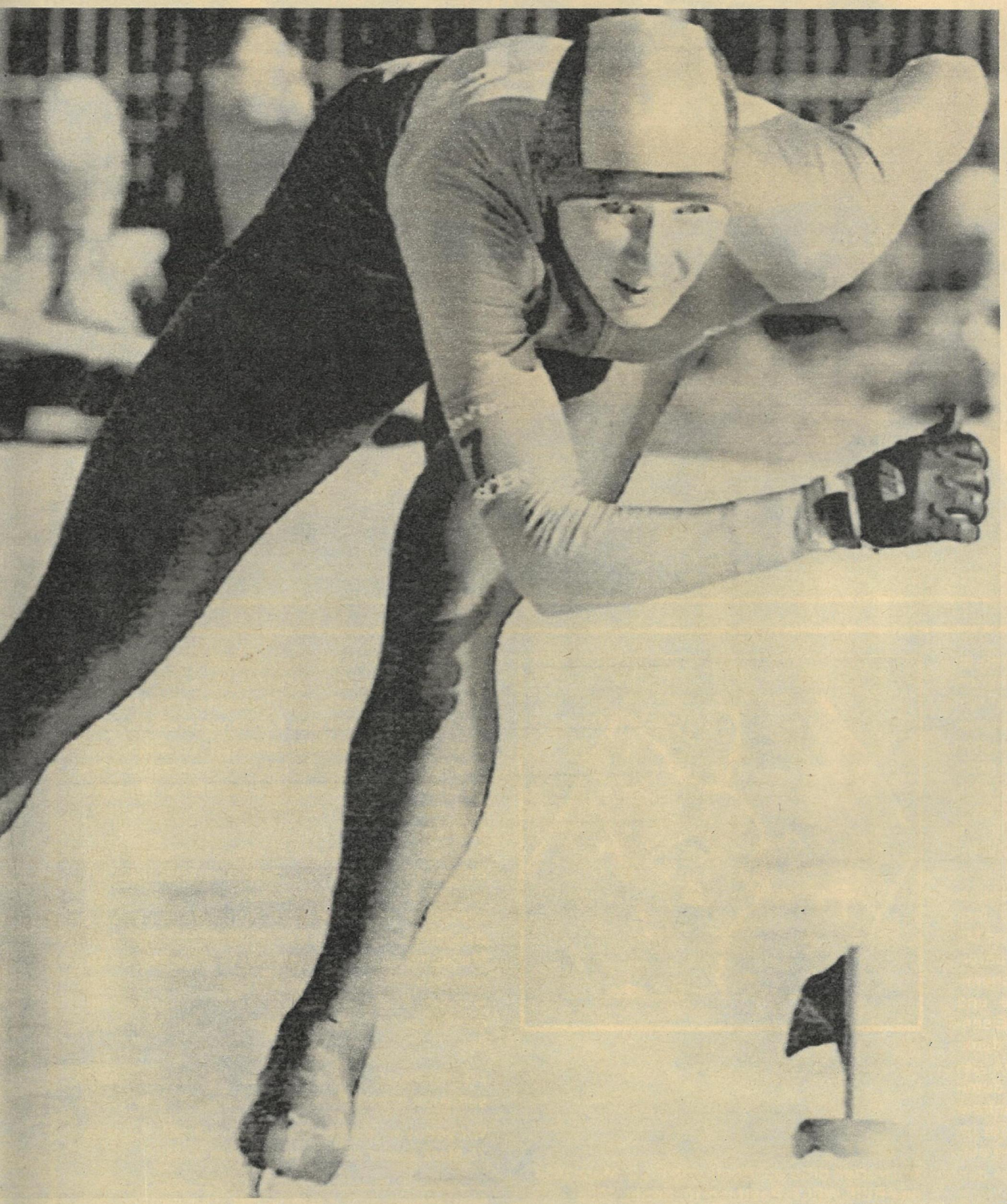
daß die Besten dabei noch enger zusammenrücken, als das bislang der Fall war. Angesichts einer solchen Dichte verhindert ein winziger Fehltritt eine bessere Plazierung.

Besondere Spannung versprechen die Sprintstrecken der Männer. Man stelle sich vor: 500 Meter in Zeiten knapp über 36 Sekunden zurückgelegt, was eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 15 m/s bedeutet. Ein solches Tempo muß vor allem in den Kurven erst einmal gehalten werden, und als besonders kritisch gilt die zweite Kurve zwischen 300 und 400 m, wenn die höchste Geschwindigkeit erreicht ist. Der Dresdner Frauen-Erfolgstrainer Rainer Mund glaubt, daß bereits die Bahnauslosung eine Vorentscheidung bringen kann. Dem Läufer, der in der Startphase die Innenbahn benutzen darf, schreibt er größere Chancen zu, und deshalb hält es Rainer Mund auch für fairer, das bestehende Reglement später einmal so zu ändern, daß über 500 m jeweils zwei Rennen, dann jedoch mit umgekehrter Bahnauslosung, ausgetragen werden. Guten Stilisten wird das „Olympic Oval" entgegenkommen, meint Meistermacher Mund. Selbst ohne größere Kraftanstrengung können sie auf schnelle Zeiten kommen. Noch besser aber ist, beide Fähigkeiten miteinander kombinieren zu können.

Eisschnellauf ist also in Calgary 1988 die hohe Schule. Das heißt jedoch nicht, daß die Wettkämpfe zwischen Tauwetter und Schneegestöber nun vorbei sind. Das erklärt sich bereits aus der Existenz von nur drei Eisschnellauf-Hallen in der Welt (lediglich eine vierte ist in Norwegen im Bau). Dem stehen Hunderte Kunst- bzw. Natureisbahnen gegenüber. Die Wettkämpfe unterm Dach werden zudem auch nicht die Höhenbahn von Medeo entzaubern, die vor Beginn der olympischen Wettkämpfe in der Rekordliste allerdings nur noch zweimal – über 1000 m der Männer und über 1500 m der Frauen durch unsere Karin Kania – vertreten ist. Medeo bietet den Läufern etwa jene Wettkampfbedingungen, die sie auch in einer Halle vorfinden, allerdings nur dann, wenn da oben am Tienschan das Wetter mitspielt und freundlich dreinschaut. Das Eis ist allemal schnell.

Volker Kluge

Fotos: ADN/ZB



Im nächsten Heft:

Auf dem Kien
Ein Berliner Jugendkollektiv im „FDJ-Aufgebot DDR 40".

„Ich sah den bunten Baum der Wünsche"
Die Schriftstellerin Gisela Karau reiste bis nach Tbilissi, um kein Interview zu machen. Vielmehr wollte sie die Gedankenwelt eines Dichters erkunden. Unsere Autorin beschreibt ihren Besuch bei Otar Tschiladse, dessen Romane „... daß mich totschlage, wer mich findet" und „Das Eiserne Theater" bei uns verlegt sind.

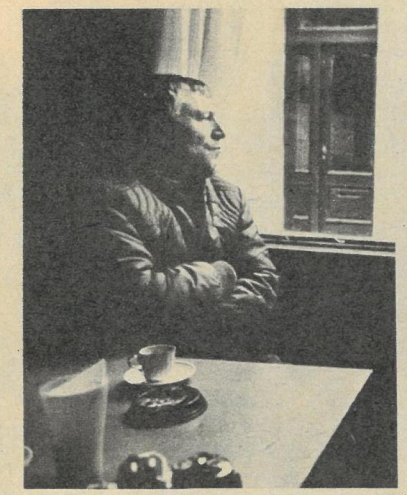


Foto: Volkmar Billeb

Der große Schwindel
Im Februar 1933 stand der Reichstag in Flammen.

Kraftwerke in der Kiste
Für Generaldirektor Aronow von „Glawsibkomplexmontage" lieferte Iwan der Schreckliche (1530 bis 1584) die Idee zum Bau von Superblocks, die heute für die industrielle Erschließung Sibiriens wichtig sind.

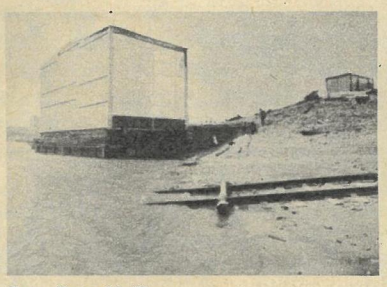


Foto: Peter Meißner

Calgary '88
Die ersten Entscheidungen bei den XV. Olympischen Winterspielen in Wort und Bild: Rennschlitten, Eisschnellauf, Skilanglauf und Skisprunglauf – dazu Begegnungen und Interviews.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Minerale — Gesteine — Erze

in den Geowissenschaftlichen Sammlungen der Bergakademie Freiberg

FREIE WELT (3)

GLIMMER

Fensterscheiben fertigte man vor 300 Jahren im alten Rußland aus dünnen, größeren Glimmerplatten an. Als sogenanntes Moskauglas verbreiteten sich diese Fenster nach Westeuropa, und so erhielt der helle Glimmer den Namen „Muskovit". Der Name Glimmer ist jedoch nicht für eine bestimmte Mineralart zutreffend, sondern für eine Familie, deren markante Eigenschaft der schichtartige Aufbau ihrer Minerale ist. Deshalb zählen sie auch zu den Schicht- oder Blattsilikaten.

Kennzeichnend für die Glimmer sind die sechseckigen Kristallformen (Foto rechts) und ihre ausgezeichnete Spaltbarkeit – die beste im Mineralreich überhaupt. Ursache für die unterschiedliche Farbe der Glimmer ist ihre chemische Zusammensetzung – es gibt helle und dunkle. Kräftige Braunfärbung deutet auf Eisengehalt hin. Der bekannteste Vertreter der dunklen Glimmer ist der Biotit, ein wichtiges gesteinsbildendes Mineral. In den Graniten dominiert häufig der helle Glimmer, der eisenfreie Muskovit. Große Kristalle bis zu einem Meter im Durchmesser und die Schichten zu Paketen aufgetürmt, finden sich im Ural in der UdSSR, in den USA, in Kanada, Brasilien und Indien.

Antworten bitte auf Postkarte bis 2. März 1988 an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056

Als außerordentlich hitzebeständiges und isolierendes Mineral ist besonders Muskovit in vielen Zweigen der modernen Industrie unersetzlich. Für die Produktion von Kondensatoren, Generatoren und Heizgeräteisolatoren benötigt man ebenfalls Muskovit. Selbst die Tapetenindustrie ist ständiger Abnehmer des begehrten Minerals, das bestimmten Tapeten ihren schimmernden Glanz verleiht.

Die Glimmer-Exponate in den Sammlungen der Bergakademie Freiberg brachten Wissenschaftler und Studenten von Exkursionen aus der Sowjetunion mit. Aber auch durch Austausch mit den mineralogischen Sammlungen des Fersman-Museums und des Berginstituts in Leningrad kamen schöne Stücke nach Freiberg. Sie stammen wie der Phlogopit auf dem Foto oben vorwiegend aus Funden am Baikalsee und aus Karelien.

PREISFRAGE: Gab es zur Zeit des Moskauglases auch schon Fensterscheiben aus Glas?

Wir verlosen je einen Gewinn zu 100 Mark und zu 75 Mark sowie drei Gewinne zu je 50 Mark.

Fotos: Knopfe, Text: Dr. F. Hofmann, Red.: Ch. Kotsch